RICHARD DEHMEL

BEKENNTNISSE

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

Von Liesel 4.2.27.

RICHARD DEHMEL

GESAMMELTE WERKE

IN EINZELAUSGABEN

MCMXXVI

S. FISCHER / VERLAG
BERLIN

RICHARD DEHMEL

BEKENNTNISSE

MCMXXVI

S. FISCHER / VERLAG
BERLIN

Erste und zweite Auflage

BEKENNTNISSE

TAGEBUCH
1893—94

Montag den 18. December 1893.

Vor einem Monat bin ich Dreißig geworden und vor wenigen Tagen aus Italien zurückgekehrt. Ich fühle mich nun reif genug, mir mit einiger Sicherheit Allerlei zu sagen, was Andre vorläufig nichts angeht. Aus einer Nervenkrisis, die je zu einem Dritteil instinctive Abwehr lähmender Pflichten, unklarer Widerwille gegen wertlose Einflüsse und zweckbewußte Verstellung war, bin ich wieder einmal zu neuen Ahnungen und Wünschen eigener und zeitgenössischer Entwickelung genesen, die mir dauerhafter scheinen als frühere. Einige Wochen selbstbeschaulicher Muße haben mich begreifen lassen, wie leicht man sich die Augen für sein Eigenstes Monate und Jahre lang durch fremde Brillen verdirbt. Die Wirkungen einer ungekannten Natur, eines völlig fremden Landes und Volkes, mit gesammelten Sinnen empfangen, und vor Allem der Einblick in das schöpferische Wachstum einer vollendeten, zu reifster Frucht gelangten Culturepoche, haben mir für das Wesen und Streben meines Volkes, meiner Zeit und meiner selbst bessere Vergleichsmaßstäbe aufgesteckt, als die Menschen und Verhältnisse, die ein gleiches Centrum der Entwickelung wie mich beeinflußt. Nicht das Ähnliche giebt Auskunft über eignen Wert und Unwert, und auch nicht das schlechthin Fremde macht uns unsrer eignen Art gewisser;

nur das völlig Ungleichartige bringt uns zum Bewußtsein unsrer ganzen Kraft. Fremde Horizonte verwirren einander; fremde Centren können sich in ein Gleichgewicht setzen. Viele können wie Spiralen nach demselben Centrum wollen und doch Jeder den Andern hemmen, weil sein Horizont ihm ihr Centrum anders zeigt; in andrer Richtung wie Entfernung. Hierher gehört das Capitel der gefährlichen Freundschaften. Unser individuelles Centrum liegt ja eben so sehr außer wie in uns; das bloße Persönlichkeitsbewußtsein ist nicht der Schwerpunkt unsres Daseins, sonst würden wir nicht gar so leicht auf Seitenwege geraten.

19. December.

„Knecht Ruprecht und die Christfee" geschrieben. Zum ersten Mal um 2 Uhr morgens aufgestanden zum Dichten; ich werde versuchen, mir das anzugewöhnen, sonst macht mir dieser elende Broterwerb meine schönsten Pläne zu nichte. Es ist ein Jammer: den klaren, sonnigen Tag über in der Tretmühle hocken müssen! Und da verlangt die Welt vom Dichter Heiterkeit . . .

Knecht Ruprecht: Bruder Otto. Die Christfee: Hedwig. Es war ein eigentümliches Gefühl, wie mir die Erwartung, diese beiden lieben Menschen Heiligabend bei mir zu haben, plötzlich im Erwachen zum sichtbaren Traumbild wurde. Ich schrieb die Verse ganz aus ihren Temperamenten heraus, und das sonderbare Zusammentreffen seines naiv germanischen, ihres patriarchalisch jüdischen Empfindens, seines handwerklichen, ihres geistigen Berufes

gab mir ganz von selbst die lebendige Symbolik der Idee.

... Das „allgemein Menschliche" kann nur begriffen werden durch den Gegensatz der Eigentümlichkeiten im Empfindungsleben der einzelnen Völker; wie überhaupt das Wesen der Dinge nur zur Vorstellung, also auch erst zur Begreifung kommt durch die Gegensätze ihrer Erscheinungsformen.

20. December.

Religion, dem Wesen nach, ist das allgemein menschliche Bedürfnis, sich zu einer tieferen oder höheren oder weiteren Lebenseinheit hinzufühlen, als das Leben selbst sie auf der Oberfläche oder in der Niederung oder in der Enge unsres Kreises zeigt. Der Erscheinung nach kann sie freilich die flachen oder niedern oder engen Eigentümlichkeiten ihres Werdekreises nicht verleugnen. Ihren Ursprung hat sie ja im Ichgefühl. Das erste Menschentier, dem der Unterschied zwischen Sich und Umwelt zu Bewußtsein kam, das sich also überhaupt zum ersten Mal zu einem einheitlichen Selbstgefühl erhob, mußte grade durch dies Einheitsgefühl dazu getrieben werden, sich einen neuen Gefühlszusammenhang des eigenen, willensbewußten und des ihn bestimmenden Lebens herzustellen. Je nach dem Grade unsrer Einsicht in den mechanischen Zusammenhang der Dinge, d. h. unsrer Herrschaft über die Natur, ändert sich also auch unsre Vorstellung des göttlichen Wesens. Daher in Stunden, wo diese Einsicht und Beherrschung schweigt, wo nur die Stimmung unsres

Daseins uns erfüllt, die leichte Rückkehr zu dem Gott der Kindheit. Um die Weihnachtszeit, wo solche Stimmungen mich stets erfassen, fühle ich noch immer den lieben Gott mit Segenshand und Rute und den blauen Augen meines Vaters, den mir meine Großmutter auszumalen pflegte. Und ebenso, bei Vielen wenigstens, der gleiche religiöse Rückschritt, wenn das Greisenalter naht mit seinen „kindischen" Stimmungen.

22. *December.*

Ich muß mir doch notieren, was ich vor einigen Tagen an Thoma geschrieben habe; es war etwa Folgendes:

Wieder daheim, und der Brief, den ich nun von Ihrer lieben Hand hier vorfand, war mir wie ein letztes, bekräftigendes Siegel auf die Vorsätze, die mir meine Reise durch das Land der großen, klaren Kunst mit seiner hoch und heiter ruhigen Natur beschert hat. Von manchen schlimmen Dünsten, die mir aus der Überhast modernen Weiterwollens zu Gehirn gestiegen waren, bin ich dort frei geworden. Gegen die große Freude, die mir diese Reinigung und Klärung meines Innenlebens bereitete, war es nur ein kleiner Schmerz, daß unsre eigene Zeit dem guten Willen der Einzelnen nach einer wirklichen Tüchtigkeit des Wesens und Strebens das Gelingen oft so schwer macht. Und so habe ich denn auch die Einsamen der letzten Gegenwart dort erst ganz begreifen lernen, Männer wie Feuerbach und Marées, Gottfried Keller und Thoma, Hildebrand und C. F. Meyer, Böcklin, Nietzsche, Klinger, in ihrem stillen Kampfe mit sich selbst und ihrer wirren

Zeit, ihren Zielen und Schranken der Meisterschaft, ihrem Vollbringen und Verzichtenmüssen, und will an ihrem Beispiel immer fähiger und reifer werden, einer Sache zu dienen ganz um der Sache willen, nicht um mir selber oder Andern — und sei es auch den „Besten" — „genug zu tun". Vielleicht, daß solch ein Wille Weniger wieder eine Zeit bereiten hilft, in der, wie vor 400 Jahren, die Vielen so den Wenigen vertrauen, daß es jedem Schaffenden nur noch auf die Tat, nicht auf den Täter, jedem Künstler völlig auf die Darstellung, nicht auf sich den Darsteller ankommt, — anzukommen braucht. Denn Das war der ungeheuer erhebende, gar nicht bedrückende, sondern nur erhebende Eindruck, den ich in dem Land der Renaissance wie ein Weihgeschenk empfing: wie da überall Natur und Menschenwerk gleichermaßen einander ergänzen, wie der Mensch da die Natur veredelte, weil er ihr nichts aufzwang, sondern hingegeben ihren Trieb behorchte und entwickelte, wie da Hunderte von Künstlern ihre Kräfte an ein einziges, gemeinsam hohes Ziel setzten, Jeder um so kenntlicher in seiner Eigenart, je weniger er schuf und strebte blos um der Eigenart willen! Und Das war der einzige Wermutstropfen in mein Glücksgefühl: daß heutzutage gar so Wenige, selbst Talente hohen Ranges nicht, das Bedürfnis, ja kaum eine Ahnung dieser selbstlosen Schaffensgemeinschaft haben. Grade Das, was unsrer jungen Kunst von einer oberflächlichen Kritik und einem unwissenden Publicum immer zum Vorwurf gemacht wird, die „moderne Richtung", Das eben mangelt ihr, Gott sei's geklagt, noch völlig. Eine Bewegung zwar ist da,

allenthalben, aber nicht getragen von dem starken, Richtung gebenden Strome eines seelischen Bedürfnisses, eines höheren Gemeingefühls, das den Künstler mit dem Volk und Seinesgleichen verbände. Es fehlt der Zeit und also auch der Kunst noch ein Empfindungsinhalt, ein Gemütsbereich, in dem der Schaffende und der Genießende einander ohne Widerspruch begegnen, ohne Weiteres begreifen und mit Sicherheit in willige Beziehung setzen könnten. Daher die Jagd nach sonderbaren Stoffen, nach augenfälliger Manier der Technik, nach all den andern „Sensationen", durch die selbst ernste Kunst sich „interessant" zu machen, eine „Gemeinde" zu werben, bloße „Stimmung" zu erregen sucht; daher auch der ganze Cultus der Persönlichkeit, das Gespreize mit Intimitäten, das Behagen an prophetischem Gebaren. In Summa: Eine Kunst der Studienmappen, eine Poesie der Tagebücher, — Halbheit. Wie soll die neue, neu-organische, lebensinnige Form gedeihen, wenn kein Feld des Innenlebens da ist, auf dem die Kräfte sich messen, aneinander bilden und zum Ziele steigern könnten?! Bloße Stimmung machen, Stimmung neuer Art, ist die Wesensäußerung und Wirkung jedes bedeutenden Geistes, auch des wissenschaftlichen, politischen, technischen u. s. w.; aber die neuen Stimmungen als Äußerung lebendigen Wesens begreifen, das nach Form begehrt, um überhaupt erst deutlich leben zu können, d. h. die Stimmung nur als Mittel, nicht als Zweck der Belebung, nur als begleitende, nicht als bedingende Wirkung der Form behandeln, die Geistestat selbst Dem als ein Erlebnis zur Empfindung bringen, dem

ihre Stimmung unzugänglich ist (wie mir z. B. Rafael), Das kann ganz ausschließlich nur der wahrhaft künstlerische Geist, — und der liegt leider heute beinahe noch im Winterschlaf. Neue Quellen sind ja da, allenthalben, um ihn aufzutauen; aber es ist nötig, daß sie bald zum Strom zusammenfließen, sonst versanden sie wieder, wie vor 50 Jahren die romantischen. Ich bin jung und ernst genug, den Strom zu hoffen.

23. December.

Es ist mir eines der unerquicklichsten Zeitsymptome, unsre ethischen Sektenstifter, Theosophen und sonstige Dilettanten der Weltverbesserung anzusehen, wie sie sich die Hörner an den dogmatischen Mauern der alten Ethik und Religiosität abrennen. Überall kritische Impotenz. Da predigt man die Einkehr in sich selbst nach dem Beispiel der Buddha und Jesus, die Rückkehr zu den „reinen Lehren", zum „wahren Wesen der Überlieferung" und drgl. m. und meint auf diese Weise, soweit nicht überhaupt nur streberhafter Humbug den Tamtam schlägt, zu neuem sittlichen Gemeinschaftsleben zu gelangen. Als ob der alte Geist, selbst wenn er sich zu seiner ersten Wirkungskraft erwecken ließe, nicht wieder auch die alten Formen des Zusammenschlusses, das alte Dogma in die menschliche Gesellschaft bringen würde. Man weist auf Luther und übersieht, daß aus seinem Lebenswerk nur deshalb ein neues Dogma erwachsen konnte, weil sein Werk tatsächlich keine bloße Reformation der Kirche, sondern eine Revolution des Glaubens war; er eliminirte die von Jesus

selbst gewollte apostolische Vermittelung zwischen Mensch und Gott-Christus, er verlegte — dem Individualitätstrieb folgend, der durch die ganze Renaissance ging — die Sündenvergebung und die Gemeinschaft der Gläubigen ganz und gar in die unmittelbare Begnadung der Einzelnen durch die Wesensäußerung Gott-Christi als Alle umfassenden Heiligen Geistes. Und die Welt braucht wieder einmal einen neuen Heiligen Geist, der auch eine neue Form der Glaubensgemeinschaft erzeugen wird. Die Lehre von der bloßen Einkehr in sich selbst tut hierfür gar nichts; das ist eine Axe ohne Centrum, deren einen Pol man heute à la Nietzsche, deren andern morgen à la Tolstoi umkreist.

Der bloße Widerwille gegen das Dogma ist höchstens ein Symptom des Bedürfnisses, aber noch lange nicht des Besitzes neuer Seelengüter. Das Seiende wird dem Menschen erst bewußt durch die Erscheinung; für unsre Sinne existirt kein Leben ohne Form*. Und die Form für seelisches Leben, das den Menschen zwingt, sich als Glied einer Menschheit zu fühlen, ist eben das Dogma. Die wissenschaftliche Analyse unsres Jahrhunderts hat die alten Menschheitsbegriffe, die alten Gemeingefühle untergraben; es ist vergebliche Mühe, sie aus dem Schutte ihrer zertrümmerten Formen hervorscharren zu wollen, wie es überflüssige Mühe ist, einzelne dogmatische Mauern, die noch stehen, mit Wiedertäufermienen umzurennen. Und nun gar: was soll dem „Volk", das jene Leutchen

* Eben (16. 4. 94) lese ich in Hebbels Tagebuch: „Was unter keiner Form erscheint, hat keine Existenz, wenigstens für uns nicht".

immer im Munde führen, diese verlorne Liebesmüh?! Das Volk von heute, der „vierte Stand", der hat sich eben unter sich einen neuen, wenn auch beschränkten Menschheitsbegriff gebildet. Er hat ein Dogma: das sozialistische! das ersetzt ihm vorläufig das idealistische. Aber dies weitere, vergeistigte Gemeingefühl samt seinen neuen ethischen, ästhetischen und religiösen Ausdrucksformen kann sich nur aus jener engeren Tendenz nach einer „besseren Gesellschaftsform" entwickeln.

24. December.

Es ist die tiefste Bedingung echter Freundschaft und deshalb ihre höchste Pflicht, daß der Freund verstehe, des Freundes zu bedürfen; nichts fesselt uns an einen Menschen inniger als sein stetes Bedürfnis nach Liebesbeweisen, die uns selbst nach unsrer Eigenart die liebsten sind. Ich wenigstens werde aller Derer sehr bald überdrüssig, die nach meinem Umgang nur Verlangen tragen, weil sie sich durch solche meiner Eigenschaften, die ich selber wenig oder gar nicht schätze, in ihrem Wesen bestärkt fühlen...

Abends. Heut Vormittag ging ich mit Hedwig in den Wald hinein. Die Sonne schien; die Glocken läuteten; oben durch die Kiefern zog von Zeit zu Zeit ein schwaches Rauschen und verstummte wieder. Wir gingen Hand in Hand; eine gedämpfte Zärtlichkeit war zwischen uns, die durch die helle Winterluft und meine Weihnachtsstimmung zu kindlich-fröhlicher Umarmung Mut gab. Alles, was wir sprachen, hatte plötzlich eine unwillkürlich symbolische Bedeutung. Neben uns auf den Wellen der Panke, die

klar bis auf den Grund des Flüßchens waren, trieben einige letztübrige Schaumflocken aus dem Wasserfall hinten im Park. Ich machte Hedwig darauf aufmerksam, und sofort fühlten wir Beide, ohne daß wir's auszusprechen brauchten, die sinnbildliche Beziehung auf den verwirrenden Strudel von Empfindungen, den wir vor Monaten zwischen uns zu verwinden hatten. Und so ging's dann eine ganze Weile weiter. Alles, was wir um uns wahrnahmen und unwillkürlich aussprachen, hatte diese verborgene Beziehung auf unsern Seelenzustand; wir hätten selbst mit Absicht nicht treffender „durch die Blume" reden können. Bis wir uns in die Augen kuckten und durch einen lachenden Kuß den Zauber brachen ... Ich habe dergleichen öfter erlebt; auch mit Männern; stets nur in besonders vibrirender Stimmung. Es ist die poetische Anlage, die in allen Menschen liegt, die aber nur der Dichter bewußt beherrscht. Wenn man ganz in einer Empfindung oder Stimmung aufgeht, sodaß das Ichgefühl nicht mehr klar ins Bewußtsein tritt, daher am ehesten im Stimmungsleben zwischen Mann und Weib, dann wird das Menschenwort zur Stimme der Allnatur, die den Seelenzustand in lebendiger Einheit mit der Außenwelt erscheinen läßt*. Es ist dann keine Scheide mehr zwischen den Seelen; der Strom der Außenerscheinungen, der Dich und Mich sonst trennte, wird dann grade das Bette, in dem an irgend einer Stelle unsre

---

* Vergl. Hebbel: „Es gibt Augenblicke, wo der Mensch durch Tat oder Wort sein Innerstes und Eigentümlichstes ausdrückt, ohne es selbst zu wissen; die Kraft des Dichters hat sich in ihrer Erfassung zu betätigen." Eben in seinem Tagebuch gelesen (14. Jan. 1894).

Grundgefühle ineinanderfließen und uns in den einheitlichen Urgrund alles Naturgeschehens tauchen. Nach solchen Augenblicken fühlen wir es plötzlich klar, daß überall um uns dasselbe geschieht wie in uns, und daß nur die Summe unsrer bewußten Zustände uns die Illusion der eignen Seeleneinheit giebt, das Ich der Natur gegenüberstellt. Nur der Dichter hat die paradoxe Fähigkeit, solche unbewußten, unwillkürlichen Augenblicke in ihren Äußerungsformen festzuhalten, sie bewußt und willkürlich wiederzugeben oder Analoge aus der Erinnerung zu kombiniren. Das ist das eigentliche Mittel seiner suggestiven Wirkung auf Andere; dadurch giebt er dem Genießenden das Gefühl, er durchschaue den Sinn des Lebens, das Gesetz des Erlebens, das Schicksal. Denn an sich ist eben Nichts erkennbar, alles nur durch Beziehung und Vergleich. So wird es auch verständlich, daß sich Dichtkunst, Religion und Wissenschaft so mannigfach berühren und befruchten: als die drei besonderen Äußerungsarten des allgemeinen Erkenntnistriebes. Alle Lebenswahrheit hat ja jenen paradoxen Wesenszug, weil es ihre innerste Tendenz ist, den Dualismus der menschlichen Wahrnehmungen monistisch aufzulösen, Subject und Object nur als Äußerungsformen derselben Kausalität zu begreifen, das Abstracte mit dem Concreten zu identificiren, überhaupt: Ungleichartiges auszugleichen. Und so wird der echte Dichter immer symbolisch schaffen, weil er nicht umhin kann, in der festgehaltenen Erscheinungsform zugleich auch den Zusammenhang ihrer Bewegtheit — nicht nur in sich selbst (wie jeder Künstler), sondern auch mit der Totalität des Natur-

das neue Kunstwerk Mehr als ein technisches Experiment werden soll. Diese Grenzen liegen — wie schon Lessing (wenn auch mit teilweis falschen Folgerungen) gezeigt hat — in dem verschiedenen Verhältnis der einzelnen Künste zur Natur, d. h. in der Verschiedenheit ihrer Darstellungsmittel (Wort, Farbe, Ton etc.). Denn daraus ergiebt sich die Verschiedenheit der wesentlichen Bedingungen, die jede Kunst zu erfüllen hat, um eine der Natur gleichartige Wirkung zu erzielen. Arno Holzens Satz „die Kunst hat die Tendenz, wieder die Natur zu sein" etc. müßte demnach richtiger lauten: .... Tendenz, wie die Natur zu wirken, nämlich als lebendiger Organismus, als beseelte Erscheinungsform. Die ästhetische Wirkung beruht also darin, daß die Phantasie des Genießenden suggestiv gezwungen wird, sich aus dem sinnlichen Eindruck des Kunstwerks die lebendige Gesamtvorstellung zu ergänzen; denn jede Kunst kann das gesamte Vorstellungsbild, das in der Phantasie des Künstlers lebt, nur zu gewissen Teilen wiedergeben. Es kommt also darauf an, diesen Ergänzungsfactor für die einzelnen Künste zu bestimmen, und der Künstler wird bei Wahl seiner technischen Mittel vor Allem darauf zu achten haben, daß er diejenigen Ausdrucksformen sinnlicher macht, durch die speciell in seiner Kunst jene Ergänzungs-Suggestion zustande kommt. Dies bedingt auch jeglichen „Stil", im Gegensatz zur anorganischen „Manier". Denn der wirklich berufene Künstler wird bewußt oder unwillkürlich eine Form verschmähen, die zwar auf den ersten Hinblick äußerlich frappirt, aber keine gründliche Vorstellung des inneren Zusammenhanges

erweckt. Der Maler nun zwingt den Genießenden mittels der directen farbigen Erscheinung zur Ergänzung des bewegenden Gemütszustandes (der „Stimmung"); er wird sich also hüten müssen, Stimmungsmittel in einem Maße, (wie z. B. Uhde) zu verwenden, daß der eigentliche Reiz der Palettensprache dadurch zu kurz kommt. Umgekehrt wird der Dichter die Vorstellung der farbigen Erscheinung nie durch directe Beschreibung zu erzwingen vermögen, sondern stets nur dann, wenn er das Farbenwort auf eine besonders starke Stimmungswelle eines bestimmten Seelenzustandes setzt; denn den Dichter befähigt eben seine Sprache vor Allem zur directen Darstellung des bewegenden Innenlebens. Beiden Künsten gemeinsam ist der suggestive Zwang zur Ergänzung der Körperform, nur daß der Maler hier (durch Licht und Schatten) wiederum an bestimmtere Ausdrucksformen gebunden ist als der Dichter. Im Verhältnis von Musik und Poesie setzt sich diese Stufenfolge fort. Sie haben gemeinsam die indirecte Erweckung räumlicher Vorstellungen, sowohl körperlicher als farbiger. In ihrem directen Darstellungsvermögen unterscheiden sie sich dadurch, daß das Wort vor Allem befähigt ist, bewußtes oder halbbewußtes Innenleben auszudrücken, während der Ton das unbewußte, das eigentlichste „Stimmungs"-Leben zur unmittelbaren Vorstellung bringt. Dem gemäß ist auch ihre indirect gemeinsame Wirkungsart doch insofern verschieden, daß die Dichtung wiederum bestimmtere Raum- und Farben-Associationen auslöst als die Musik, deren Anreiz zu traumbildhaftem Phantasiespiel ja bekannt ist. Und aus gleichem Grunde wird der

Dichter bedacht sein müssen, musikalische Ausdrucksmittel nur dann zu verwenden, wenn der Vorstellungswert seiner directen Darstellung schon an sich selber stark genug ist, daß er dadurch nicht ins Unbestimmte verwischt, sondern nur noch klangsymbolisch ins geheimnisvoll Ursprüngliche vertieft werden kann. Umgekehrt wird der Musiker das Wort zu Hilfe rufen, wenn er seine gemütischen Wirkungen auf bestimmte Gestalten oder Situationen concentriren will, wird sich aber hüten müssen, dadurch nicht im Hörer ein zwiespältiges Gefühl zu erregen, ein kritisches Mißtrauen der bewußten Sinnlichkeit infolge der Beengung des unwillkürlichen Verlangens nach phantastischer Willkür. Zwischen Musik und Malerei die Kette der Folgerungen durch Architektur und Plastik zu schließen, ist hiernach einfach; wie auch die Folgerungen für die Zwischengattungen (Oper, Lied, decorative Raumkunst, Drama etc.) auf der Hand liegen. Nicht minder leicht zu ziehen sind die Folgerungen für die Entwickelungsfähigkeit der Künste und die Wachstumsmöglichkeit neuer Zwischengattungen; z. B. gegenwärtig die Radirung, die lyrische Novelle, die Rhapsodie etc.

... Ich habe mir nun angewöhnt, um Sieben schlafen zu gehen und um Zwei oder Drei des Morgens aufzustehn; so bin ich weniger bedrückt vom Gewohnheitsleben der Familie und nicht vom Alltagseinerlei meines öden Broterwerbes abgestumpft. Aber noch immer weiß ich nichts Rechtes mit mir anzufangen in diesen Frühstunden und werde das verstimmende Gefühl nicht los: um Neune mußt du ins Geschäft! — Es muß wol auch

aus dieser Ungewöhnlichkeit der äußerlichen Lebensführung erst wieder eine innere Empfindung der Gewohnheit wachsen, das Bewußte zum Unbewußten, der Wille unwillkürlich werden, ehe sich mein Eigenstes ungestört belauschen kann. O Rätsel „Mensch“! — Und die schlimmste Störung ist vorerst noch das Gefühl, das ich neulich an Schlaf schrieb: so muß man zum Nachtvogel werden, um überhaupt blos fliegen zu können.

9. Januar.

Man ist niemals unbedeutender, als wenn man das Gefühl hat: Das und Das hätte dieses oder jenes Genie auch nicht besser machen können. Wenn dies Gefühl dir kommt, so wirf dein Machwerk in den Ofen! Nein: überhaupt kein Anderer darf deine Tat getan, deinen Willen gewollt, dein Wort gesagt haben können, weder besser noch schlechter, Das ist die Grundbedingung des schöpferischen Bewußtseins. Sonst bist du nur ein Echo, keine Stimme der Natur. Zwar: es giebt auch Echos, die lauter klingen als die Stimme, die das Echo weckte, — aber dafür klingen sie auch hohler... Als 23 Jähriger tat ich mir mal viel darauf zugute, als ich, ohne Dante vorher gekannt zu haben, eines Tages dahinterkam, daß eine Erstlingsdichtung von mir sich an Stil, Composition und seelischem Vorwurf sehr frappant mit seiner „Vita Nuova“ deckte; übrigens auch wieder ein Beleg für die unbewußte Angeborenheit vergangener Culturepochen (psychische Biogenese). Später habe ich das Manuscript vernichtet. Wäre Dante wol von Tieck „die Stimme zehn

schweigender Jahrhunderte“ genannt worden, wenn man heut empfände: die Göttliche Comödie hätte Vater Homer „auch nicht besser machen können“?! — Freilich ist die Eigenart noch nicht das Wesen, sondern nur die selbstverständliche Bedingung echten Schöpfertums.

10. Januar.

Das Talent schaffe bedächtig, das Genie kühn. Es giebt freilich auch freche Talente und zaghafte Genies; das sind jene brüchigen Naturen, bei denen Wollen und Können aus einem Mangel an bewußter Selbstanschauung nicht im Gleichgewichte stehen. Hebbel, dessen Tagebücher ich seit Kurzem lese, sagt einmal: „Genie ist Bewußtsein der Welt.“ Das drückt Alles aus, auch die harmonische Natur des voll genialen Menschen...

11. Januar.

Was ich gestern Morgen schrieb, fand eine seltsame Bestätigung in einem Bilde des malayisch-holländischen Malers Toorop, das ich gestern Nachmittag bei dem Kunsthändler Gurlitt sah. Auch die Malerei beginnt, das unterbewußte Seelenleben in den Kreis der directen Darstellung zu ziehen, und das heißt eben, die Bewußtheit des Menschen erweitern. Es ist in jenem Bilde (betitelt „Das neue Geschlecht“) der Versuch gemacht, das Seelenleben eines etwa 1—1½jährigen Kindes farbig zu objectiviren. Eine Verschiebung aller Raum- und Größenverhältnisse, ein seltsames Durcheinander fabelhafter oder phantastisch verwandelter Tiere, Vögel, Bäume u. s. w.,

zumteil an urweltliche Formationen gemahnend; zu klaren Umrissen gleichsam empordämmernd aus all dem grellbunten Wirrwarr nur die Gestalt der Mutter, sonst ein scheinbares Tohuwabohu, aber trotzdem Alles von einer mindestens erstrebten Harmonie der Zeichnung und Palette, so daß man bald, nach Überwindung des ersten Eindrucks der bloßen Seltsamkeit, von der märchenhaften Stimmung kindlicher Erinnerungen umstrickt ist. Die zünftige Kritik erklärt den Mann natürlich wieder für verrückt oder stempelt ihn zum Charlatan. Gegen seine andern Bilder, die ich sah, möchte ich einwenden, was ich neulich schrieb: neue Symbolik alter Lebensrätsel. Es scheint, daß die tieferen Geister heute Alle durch das Labyrinth der Träume müssen, ehe sie das Allerheiligste des neuen Innenlebens von Angesicht zu Angesicht betreten dürfen.

12. Januar.

Ich schwankte erst; aber ich will doch Buch darüber führen, wie oft die wirklich starken Selbstmordstimmungen aus Alltagsüberdruß mir kommen. Gestern auf der Straße, als ich wieder mal zwei große Amtsarbeiten mit nach Hause schleppen mußte, stieg es mir aus der Bureaumappe unter meinem Arm wie ein dicker schwarzer Qualm zu Gehirn. Wenn man in solcher Stimmung grade mal allein ist und Alles bei der Hand hat, dann ist das Sterben, glaub' ich, leicht. Ich meine ohnehin schon immer, in solchen Augenblicken wirklich das Gefühl des letzten Atemzuges zu erleben, und bin dann stundenlang noch ganz erschöpft davon.

Sonntag, 14. Januar.

Wenn ich neulich schrieb, es sei die Aufgabe der neuen Kunst, den Menschen in seiner Bewußtheit zu erfassen, so heißt das selbstverständlich nicht, nur etwa die bewußten Triebzustände des Innenlebens seien darzustellen; denn Das grade hat die alte Kunst in unübertrefflicher Weise geleistet. Auch nicht etwa, daß die künstlerische, schöpferisch bewußte Selbstanschauung ihre unbewußte Trieblichkeit, den sog. naiven Instinct, verlernen soll; denn Das wäre Unnatur, und jeder solcher Versuch würde drum zur Unkunst führen. Sondern eben Beides: das Seelenleben in seiner bewußten Zusammenfassung unbewußter Zusammenhänge vorzuführen, den bewußten Augenblick nicht blos als Ergebnis seiner gleichfalls bewußten, sondern auch der unterbewußten Vorbedingungen darzustellen, der physischen wie psychischen, also das Schicksal des Menschen aus den Grenzen seiner Bewußtheit ergründen und dadurch diese Grenzen für die Menschheit erweitern: Das ist es! — Nun aber einen großen Grabstein auf all das Bewußte und Unbewußte, Halb- und Ganz- und Über- oder Unter-Bewußte! Diese verdammten Philosophenworte sind so glitschrig und dehnbar wie der Urschleim selber; zum Teufel damit!

Auch Hebbel hat sich viel zu viel mit dem „Bewußten“ herumgeschlagen. Schließlich kommt der Philosoph doch immer auf den alten Cirkel zurück: das Unbewußte wird bewußt, um wieder unbewußt zu werden, u. s. f. genau wie zwischen Stoff und Form, Seele und Gestalt etc. Denn der unbewußte Naturwille, der in einem schöpfe-

rischen Individuum plötzlich bewußt wird, muß der Menschheit immer erst zum unwillkürlichen Besitz, zur sogenannten „zweiten Natur“, also eben wieder unbewußt werden, ehe er als eine neue Norm empfunden wird und typisch functioniren kann. Das schöpferische Individuum als solches aber — muß sich eben daran genügen lassen, den großen Schöpfungsakt von Neuem wiederholt zu haben. Darum eben auch die ewigen Abnormitäten in der psychophysischen Constitution genialer Menschen: ohne Chaos keine Schöpfung möglich! —

15. Januar.

Gestern Abend sprach ich mit dem Maler Schmidt über Toorop's sonderbares Bild. Er überzeugte mich schließlich, daß es, unbeschadet aller echten Eigentümlichkeit des Mannes, doch nicht förderlich wäre, wenn die europäische Malerei auf diesem Stoffgebiete weitergehen wollte; sie würde sonst im Wesen bald zur hieroglyphischen Umgehung der Natur, nach Art der Egypter und Byzantiner, zurückgelangen. Das Ergebnis unsrer Auseinandersetzung war in der Hauptsache dies: die Kunst Toorop's ist darauf aus, einen Seelenzustand nicht zu einer einzigen Gesamterscheinung nach Außen hin zusammenzufassen, sondern ihn durch directe Nebeneinanderstellung der einzelnen psychischen Associationen zum indirecten Ausdruck zu bringen. Dadurch aber würde die beabsichtigte T o t a l-wirkung in dem Genießenden niemals unmittelbar, sondern immer nur durch logische Schlußfolgerung zu Stande kommen. Der Maler würde also eine Wirkung anstreben,

die der Dichter viel besser zu erreichen vermag; denn im dichterischen Kunstwerk stört die directe Erweckung associativer Vorstellungsbilder nicht den einheitlichen Eindruck, weil sie da nur als ein Nacheinander, als allmähliche Äußerung des von vornherein schon ausgesprochenen Innenzustands wirken. Mich, als Dichter, hat der Tooropsche Versuch wohl deshalb so bestochen, weil ich da im Einzelnen erreicht sah, wonach es den Dichter stets vergebens verlangt, nämlich eben die scharf bestimmte Übertragung der associativen Vorstellungen auf den Genießenden. Um ein Beispiel zu wählen: das goldne Gürtelschlangenband um das dunkelblaue Kleid des Mädchens in meiner „Büßenden Liebe" wird der Leser sich ja nie in der Form und dem Farbenspiel vorstellen, wie Ich mir, sondern immer nur nach seinen eigenen beliebigen Erinnerungen oder Combinationen.

Übrigens hörte ich, daß Toorop indertat psychopathisch belastet sei. Das würde mir freilich a priori garnichts gegen den Zukunftswert seines Strebens beweisen, höchstens etwas für die natürliche Echtheit seiner Ausdrucksweise. Alles, was Norm wird, ist einmal unnormal gewesen; nur daß nicht alles Unnormale Norm zu werden vermag.

16. Januar.

Wie jede Kunst in Heuchelei entarten kann, weil jeder Künstler sich bis zu gewissem Grade verstellen muß, so kann auch jede Kunst zur Frechheit verführen, weil jeder Künstler in gewissem Grade schamlos sein muß; es kommt

also auf den Grad an. Dieser Grad bestimmt sich aus dem gegenseitigen Verhältnis der genannten beiden Factoren: Verstellung (d. h. Selbstentledigung, um der sinnlich klaren Stoffgestaltung willen) und Schamlosigkeit (d. h. Selbstentblößung, um der seelisch wahren Stoffbelebung willen). Es ist bemerkenswert, wie diese doppelsinnigen Entkleidungsworte jenes Gradverhältnis eigentlich schon in sich schließen, je nachdem man sie rein gegenständlich oder wirklich selbstbezüglich auffaßt: sein Selbst entledigen (entblößen), d. h. es offen bekunden, behaupten, — oder sich seiner selbst entledigen (entblößen), d. h. es ablegen, aufgeben. So auch Selbstenteignung, Selbstentrückung u. s. w.; nur der Sprachgebrauch hat dem einen Worte mehr diese, dem andern mehr jene Deutung aufgedrückt. Am Allgemeinsten drückt sich Beides aus in Selbstentäußerung (Selbstentfaltung und Selbstentsagung) — und dieses Wort ist denn so recht das eigentliche Symbol für das rätselhafte Wesen aller Schöpferkraft, in Kunst wie Natur.* Das fragliche Gradverhältnis, also das jedesmalige Maximum und Minimum der erlaubten oder nötigen Verstellung oder Schamlosigkeit, wird nun offenbar wiederum bestimmt durch das Verhältnis der einzelnen Künste zur Natur, d. h. durch die Art der Darstellungsmittel (Wort, Ton, Farbe u. s. w.), zugleich aber auch durch das persönliche Verhältnis des einzelnen Künstlers zu seinem Stoffe (Vorwurf, Motiv, Rohmaterial). Je mehr der Künstler Innen-

* Es läuft auf dieselbe monistische Antinomie hinaus, wenn Hebbel einmal sagt: „Grenzenlos (in Bezug auf den Inhalt) und begrenzt (in Bezug auf die Form) muß jedes Kunstwerk sein“. 25. Febr. 94.

leben geben will, desto fester müssen sich Reserve und Brutalität im Gleichgewichte halten, damit sein Stil nicht zur Pose führt, seine Ehrlichkeit nicht Rohheit bleibt. Je mehr er sich begnügt, die bloße Erscheinung zu zeigen, desto leichter wird er dazu kommen, als Naturalist die Grenze der Frechheit, als Phantast die der Lüge zu beschreiten . . .

Seit gestern bin ich wieder im Wirbel der Schaffenslust; glücklich wie ein Kind! Jetzt erst merke ich, aus welchem unwillkürlichen Triebe ich überhaupt dazu kam, dies Tagebuch anzulegen. Bis jetzt nämlich war in meiner Kunst noch zu viel Tagebuch enthalten, zu viel Beichte, zu viel Wahrheitsrenommage à la Rousseau, eben zu viel „Selbstentblößung"; und daher auch zu viel Reflection. Das wird nun anders werden . . .

Paula warf mir vor, der Stil des Tagebuches lasse zu sehr merken, daß es für die Nachwelt geschrieben sei. Ich erwiderte: „Dann ist es eben ein ehrlicher Stil!" —

20. Januar.

Ich kann mich zuweilen noch immer nicht der dunklen Empfindung erwehren, die ich bei Hedwigs erstem Anblick hatte, daß nämlich der rätselhafte Ausdruck ihrer Augen auf „eine Vergangenheit" (irgend ein begangenes Vergehen) schließen lasse; trotzdem ich jetzt ja weiß, wie kindlich unberührt und „unerfahren" ihr ganzes Innenleben ist. Vielleicht hat sie irgend eine spiritistische „Vergangenheit". Ich kann vom deductiven Standpunkt aus den Spiritismus nicht von der Hand weisen, wenn mir auch

die inductiven Beweismittel vorläufig noch nicht erbracht oder doch nicht stichhaltig scheinen. Sich selbst zum Experimentirobject zu machen, scheint mir gefährlich, weil man nicht weiß, welche andern Fähigkeiten durch Ausbildung der medialen Wahrnehmungskraft (wenn es eine solche giebt) untergraben werden könnten. Mir fuhr es wenigstens schon neulich wie ein lähmender Schreck durch die Glieder, als Paula plötzlich harmlos bemerkte, es komme ihr „jetzt“ manchmal vor, als hätte Hedwig Aehnlichkeit mit der Selbstmörderin Käte, besonders im Ausdruck der Augen. Sie hatte auf das „jetzt“ gar kein Gewicht gelegt; mir aber fuhren plötzlich allerlei gespenstische Möglichkeiten durch den Sinn, die ich bald weit von mir wies.

24. Januar.

Das „rein Künstlerische“ wird man niemals anders definiren können als durch das Sinnbild: Die Welt wie Gott anschauen, ebenso beteiligt und ebenso unbeteiligt. Freilich: Apollon schaute in die Welt durch sonnhelle Augen, Jehova durch gewitterdunkle, Wotan durch nebelgraue u. s. w.

26. Januar.

Einzug Bismarcks in Berlin, zur Versöhnung mit „seinem jungen Herrn“. Wieviel Judasgrüße mögen da wohl heute gewechselt worden sein!

27. Januar.

Heut saß Heinrich auf dem Sofa, die Beinchen lang ausgestreckt, und wippwappte mit dem Oberkörper immer

hin und her, nach vorn und hinten, etwa wie ein Mann beim Rudern, blos sehr schnell. Dabei sagte er in Einem fort die Silben „kōmerú“, die er sich selbst beim Wippwappen gebildet hatte; und zwar „kōmme“, wenn er den Oberkörper nach vorn beugte, — „rú“, wenn er ihn mit einem Ruck nach hinten warf. Er machte das wol zehn Minuten lang, und je länger, desto heftiger, gleichsam wie in einem Schaukelrausch. Ich mußte ihn schließlich mehrmals drohend anschreien, ehe er es lassen konnte. Die Aehnlichkeit des Vorgangs mit der Refrainbildung in den Ruderliedern von Negern, Indianern u. s. w. lag auf der Hand. Von irgendeiner „Nachahmung“ kann keine Rede sein; denn der Junge hat niemals Leute rudern sehen, noch hat ihm Paula oder sonstwer Derlei vorgemacht. Das Wippen scheint er von mir geerbt zu haben, wenn ich es auch nie mit dieser Leidenschaft betrieb, wie Er schon als ganz kleiner Bengel im Kinderstuhl. Nun aber dieser selbsterfundene rhythmische Gesang dazu, das war fraglos keine Vererbung von mir — denn mein Söhnlein scheint mir eher alles Andere als eine Poetennatur zu sein, — sondern das war ein ebensolcher Fall von psychischer Phylogenie wie der neulich an Detta beobachtete, als sie vor ihrer Puppe einen religiösen Tanz nach Art der Götzenanbeter aufführte (vgl. „Fitzebutze“.) Auch die Culturgeschichte der Gattung wiederholt sich im Individuum, zuerst spontan, nachher durch Unterricht. Die spontane regeneratio bedarf noch der wissenschaftlichen Untersuchung; wie mir auch auf physiologischem Gebiet das sog. biogenetische Grundgesetz nur die Feststellung

einer Thatsache bedeutet, die zwar der Evolutionstheorie eine beweisende Stütze bietet, die aber ihrerseits noch auf ein anderes kinetisches Grundgesetz zurückführbar sein und zurückgeführt werden muß, ehe sie die wissenschaftliche Anwendung auf psychische Erscheinungen mit Sicherheit gestattet.

5. Februar.

„Das Dramatische ist ewig; das Theatralische muß Zukunft haben" . . . „Der moderne Held: das Individuum, das den socialen Folgen, inneren wie äußeren, seines unwillkürlichen Handelns durch sein Selbstbewußtsein gewachsen ist" . . . (Aus Briefen an Schlaf und Gött) . . . Auch das Gewissen ist ein sociales Gefühl . . . Der Verbrecher wird zum Helden, wenn sein Verbrechen eine Weltanschauung ausdrückt, deren allgemeine Anerkennung das Verbrechen zwecklos machen würde. Dies hat Schlaf im „Meister Oelze" nicht genug (zu unbewußt) in den Meister hineingelegt; ich meine, er als Dichter zu unbewußt.

8. Februar.

Heute wurde ich mit der stilistischen Feilung von Przybyszewski's „Vigilien" fertig und brachte sie ihm. Das Poetische darin ist der Ringkampf zwischen den beiden Sehnsuchten, der rückwärts gewandten und der nach neuer Zukunft verlangenden; da findet er auch meistens den echten, künstlerisch anschaulichen Ausdruck für sein Innenleben. Leider erstickt dann immer wieder der Phrasen-

qualm seiner sexualpathologischen Theoretik das dichterische Feuer, und dann wird auch der Ausdruck sudelig. Ich sagte ihm das; er gab mir Recht und war sehr niedergeschlagen. Er scheint jetzt ernsthaft einzusehen, daß die maniakalische Renommage zu nichts führt; hoffentlich ist er noch gesund genug, daß sein guter Wille kräftiger wird.

12. Februar.

Gestern und vorgestern im Elternhaus. Nachts erwachte ich von dem furchtbaren Vorfrühlingssturm. „Lied an meinen Sohn" entstand daraus, das ich für eines meiner stärksten Gedichte halte. Hier in Pankow scheint der Sturm noch herrlicher gerast zu haben; große Bäume sind quer durchgebrochen, andere mit der ganzen Wurzelsohle aus dem Boden gerissen. Zuhaus im Walde sah ich nur einige schlanke Kiefern in halber Beugung herausgehoben, richtiger: herausgehebelt; hier liegt eine riesige Weymouthskiefer platt auf der Erde.

13. Februar.

Eben las ich Paula in gewaltigster Ergriffenheit Liliencrons wunderbare Terzinendichtung vor (In Poggfred, VI), zu der ihm das Pasquill des Schleswiger Schulprofessors Dr. Wolff den Anstoß gegeben hat. Es ist wol die grausamste Festnagelung eines Banausen, die ich kenne; grade weil der Dichter die oberflächlichen Kritteleien eines aufgeblasenen Beckmessers in eine welttiefe Selbstanklage umgestaltet hat. Und bei aller Grausamkeit versöhnlich, auch wieder weil der Dichter sich selbst nicht schont, vor

Allem aber weil man schließlich über dem großartigen Eigenwert des Phantasiegebildes die kleinliche Alltäglichkeit des literaturpolemischen Anlasses ganz vergißt. Das war mir immer — von Heines Ausfall gegen Platen ganz zu schweigen — an Goeze's Abschlachtung durch Lessing widerwärtig, daß da der Überlegene sich selbst auf das Niveau des Gegners erniedrigt; ich habe immer das Gefühl gehabt, daß in Lessing selber ein gut Stück Goeze stak, nur mit mehr Genie. Hier bei Liliencron triumphirt der Adelsmensch und Dichter über den Durchschnittsmenschen. Welche Rätsel übrigens gibt die Liliencron'sche Schaffenskraft dem Psychophysiologen auf! Ein Mensch, der erst mit 35 Jahren sein Genie entdeckt und mit 50 Jahren erst die eigentliche Entwicklungshöhe seiner Individualität besteigt. Denn diese Terzinen scheinen mir tatsächlich den schönsten Einzelstellen aus Dante's Divina ebenbürtig, wobei ich selbstverständlich nicht übersehe, daß die ganze Größe des Dante'schen Epos erst darin liegt, daß es eben ein Epos ist: in der großartigen Architektur des Aufbaus, der die ganze Weltanschauung und Gemütsart einer jahrhundertelangen Culturepoche umspannt. Diesen Abstand weiß natürlich Keiner besser zu würdigen als Liliencron selber, der Überbescheidene.

15. Februar.

Gestern Abend vor dem Einschlafen, im beginnenden Halbschlaf (wie gewöhnlich), hatte ich eine vollkommen religiöse Hallucination. Ich hörte eine ferne Orgelmusik, wahrscheinlich eine Folge vom Geräusch des Windes um

das Haus, und empfand eine große Furcht vor Gott, ein deutliches Furchtgefühl, daß ein persönlicher Gott mir durch das Fenster nahen wolle. Dann sah ich, immer unter dem Gebraus der Orgel, in dem völlig dunkeln Zimmer (die Jalousie war herabgelassen) die bekannten goldig leuchtenden Lichtkreise in der Luft, und erwartete, daß jeden Augenblick ein symbolisches Tier, Taube oder Lamm, darin erscheinen würde. Die Aureolen vereinigten sich zu einer einzigen, in deren Mittelpunkt etwas nach Gestalt zu ringen schien, und hierzu hörte ich in einer fremden Sprache, deren Sinn ich aber völlig verstand, von einer fernen, doch ganz deutlichen und mir sehr angenehmen Stimme (vielleicht meiner eigenen) mit männlich sonorem Tone die Worte: „Das ist die selige Gestalt, es kommt das neue, heilige Fleisch". Das letzte Wort — das, welches „Fleisch" bedeutete — lautete „scharnéta"; die fremde Sprache schien mir eine romanische Färbung zu haben, wenigstens schoß mir während der Hallucination der Gedanke auf, ob es wol Altitalienisch sei. Den Wortlaut der übrigen Worte hatte ich, als ich erwachte, vergessen. Die Worte klangen mir, als kämen sie aus einem Munde oben über der Aureole her, die während dessen immerfort wie in Geburtswehen zu einem festen Bild zu werden suchte; zugleich wurde das Orgelspiel schwächer, und gleich nach dem „scharnéta" verklungen war, erwachte ich. Während der ganzen Hallucination war mein Körper von einem zitternden Sausen durchströmt, genau als ginge ein elektrischer Strom hindurch. Doch habe ich diese Empfindung auch sonst schon, und sogar in stärkerem

Grade, bei Hallucinationen gehabt. Bemerken muß ich noch, daß ich vorgestern und vor vorgestern ziemlich viel Alkohol genossen hatte: ich bin dann nämlich in der Regel am Abend des andern Tages vor dem Einschlafen zu Hallucinationen disponiert, die beängstigend sind. Religiöser Art hatte ich allerdings bisher noch keine. Trotz der sinnlichen Schönheit der Hallucination dauerte übrigens das Furchtgefühl gestern bis zum Schlusse an; es war mir immerfort, als könnte jene persönliche Gottheit Rechenschaft für meinen Unglauben von mir fordern. Also ein Atavismus des Unterbewußtseins. Auch nach dem Erwachen kam mir gestern das Furchtgefühl plötzlich nochmals hoch, und sofort auch wieder eine (allerdings sehr schnell verschwindende) Gesichtshallucination, indem ich nämlich in goldflimmernden Linien die Conturen meiner weißen Porzellanlampe sah. Das Zimmer war wie gesagt völlig dunkel und die Lampe schon viel zu lange ausgelöscht, als daß etwa noch ihr Lichtbild auf der Netzhaut meines Auges hätte ruhen können.

Wie sehr der Mensch zum Künstler nötig ist, um wirklich Allerhöchstes zu bedeuten, beweist mir indirect Keiner so wie Rafael. Er hat in fabelhafter Weise die gesamten malerischen Ausdrucksmittel seiner Zeit beherrscht, er gebot auch über ein sehr seltenes zeichnerisches Formgefühl, und dennoch bin ich überzeugt, daß eine Zeit, die nicht mehr wie die heutige in epigonischen Anempfindeleien schwelgt, ihn allgemein als Schwindler empfinden wird. Sein Stil ist überall Pose, seine ganze Kunst von A bis Z eine einzige meisterhafte Empfindungslüge.

18. Februar.

Es ist mir unbegreiflich, wie man Rafael und Michelangelo immer noch in Einem Atem nennen kann, viel unbegreiflicher als etwa die Verbastelung von Schiller und Goethe. Diese Beiden hatten trotz totaler Divergenz der menschlich dichterischen Willenstriebe doch gemeinsamen Geistesboden als zweckbewußte Künstler und ergänzen sich daher tatsächlich mannichfach im schöpferischen Ausdruck ihrer Zeit, konnten sich daher auch selbst zu gegenseitiger Würdigung hintasten. Michelangelo und Rafael dagegen ergänzen sich höchstens in so fern, als Jener alle tiefe Zeugungskraft und hohe Seelenreife seiner Zeit in sich zusammenfaßt, dieser überall entweder nur die überlebten Gefühle oder nur die lebensunfähige Geistesbildung seiner Zeit oder auch ein limonadiges Gemisch aus Beidem von sich gibt. Er ist so recht der Leib- und Magen-Künstler Leos X. und aller jener Bildungsaristokraten der Renaissance, die wie dieser Papst mit raffinirtem Geschmack, ohne die Ergriffenheit des überzeugten Gemütes, aus den sinnlichen Überresten kirchlichen Empfindens und den angelernten Entdeckungen heidnischer Aufklärung ein geistreich sentimentales Schauspiel culturellen Lebens arrangirten. Michelangelo ist der Vollmensch, den die humanistische Aufklärung zur tieferen Begreifung menschheitlichen Lebens führt, zum wirklich schöpferischen Ausdruck seiner Zeit mit ihren Vergangenheitskräften und Zukunftstrieben. In Moses und der Peterskuppel bringt er religiöse Grundgewalt und kirchlich dogmatisches Machtgefühl zur vollendeten Erscheinung, in der Sixtinischen

Kapelle offenbart er das moderne Ideal geschlechtlicher Kraftentwickelung in Mann und Weib, den nackten Kampf und Adel ihrer gottesewigen Verschiedenheit, samt ihrer seligen Einheit im Willen zur Verjüngung des ewig nach Erlösung ringenden Geschlechtes; denn Das ist der Offenbarungsinhalt der Sixtinischen Kapelle mit ihren Schöpfungsbildern von Adam und Eva, ihren Sündflutschrecken und Geschlechtsverbrechen der Urväter, ihren Propheten, Sibyllen und Hermaphroditen, und ihrem sogenannten Jüngsten Gericht, bei dem von Oben her die Genien des einen Himmels das christliche Erlöserkreuz, die andre Himmelsbotenschaar die heidnisch freie Schönheitssäule dem königlichen Menschenpaar zutragen, das, vom Sonnenlicht umstralt, in jugendstarker Herrlichkeit, das Weib dem Manne angeschmiegt, der Mann in triumphirender Hoheit, über den grausigen Wassern und Klippen des unendlichen Raumes thront, aus dem von allen Tiefen her, von allen Fernen und Nähen, die Menschheit aller Zeiten, Männer und Weiber, junge, alternde und greise, Heilige und Sünder, sich zu dem Heilandspaar empor- und -hinringt, das in seiner Kraft und Ruhe, sinnlich so ungleich, geistig so Eins, jede Geberde so gewährend wie abwehrend, Allen gleich erkennbar, gleich unnahbar dasitzt. So hat Michelangelo das große Lebensideal, dessen heilige und schreckliche Geburt den Inbegriff der ganzen Renaissance ausmacht, nämlich die natürliche Machtvollkommenheit des zweckbewußten, willensfreien, schöpferischen Individuums, in seinem tragisch-majestätischen Verhältnis zur Menschheit und zum Schicksal Dem, der sehen kann, enthüllt,

hat es diesen Sehenden vollendungsklar und überwindungsreif vor Augen gestellt. Wo bleibt da Rafael, der Allerweltsillustrator, mit seinen eleganten Constructionen aus der Weltgeschichte und Heiligen Legende, seinen wohlersonnenen Teppichmustern und schönberechneten Madonnen, oder gar mit seiner angenehm proportionirten Architektur?! Er war ein großer Decorationsmaler, nicht mehr und nicht weniger; ein Künstler, der mit raffinirtem Kunstverständnis, unerhörter Anempfindungsfähigkeit und seltenster Geschicklichkeit, aber ohne schöpferisches Menschheits- noch -Natur-Gefühl, von allen wirklich schöpferischen Geistern seiner Zeit das Ausdrucksmaterial zusammentrug und, so gut es ging, zu einer äußerlich gefälligen Einheit verschmolz. Man weiß, wie Michelangelo ihn stets mißachtete; man weiß, das hat ihn nicht gehindert, sich mit dem Stil des Michelangelo allmählich ganz genau so zu drapiren, wie er das zuvor mit Perugino, Lionardo, Mantegna u. A. m. verstanden hatte, — es war kein Selbstnaturgefühl in ihm. Man weiß auch, daß er sich recht oft der Hilfe Anderer bediente; wer hätte einem Michelangelo helfen können?!

19. Februar.

Gewiß: auch andre Künstler jener Zeit ließen sich absichtlich oder unwillkürlich von den technischen Errungenschaften Anderer befruchten, selbst ein Michelangelo, und es spricht sogar etwas Erhebendes aus dieser skrupellosen Schaffensgemeinschaft der Renaissance um ihrer letztharmonischen Vollendung willen. Aber man suche diese letzte

Harmonie nur nicht grade in Rafael! Seine Harmonie ist Täuschung, seelenlose Gefallsucht. Ich habe niemals vor den Werken eines großen Künstlers solchen Mangel an innerlicher Einheit empfunden, wie grade vor den rafaelischen. Das einzige Bild von ihm, das mir wirklich durch und durch den Eindruck des geschlossenen, innerlich empfundenen Lebens machte, ist die Messe von Bolsena; wenigstens der Oberteil des Bildes, denn die unteren Seitenfelder mit ihrem nachgeahmten, gradezu praerafaelischen Figurenstil fallen auch hier wieder völlig aus der Harmonie heraus. Aber selbst das obere Querbild ganz für sich allein betrachtet: Nun, historische Stimmungsbilder dieser Art giebt es eine ganze Anzahl auch von weniger berühmten Meistern in ganz gleicher Vollendung, und obendrein wird behauptet, daß die wundervolle Farbe dieses Bildes nicht von Rafael, sondern einem Späteren herrühre. Dann käme noch die Dresdener Madonna in Betracht, die sogenannte Sistina. Aber ich frage Jeden, der einigermaßen fähig ist, unbefangen zu Autoritäten aufzublicken, Jeden aufs Gewissen, ob er bei dem ersten Anblick dieses Bildes nicht eine seiner widrigsten Enttäuschungen erlebt hat. Die ganze öde Nüchternheit der Farben, die leere Symmetrie der Linien, die beiden Engel, die sich Mühe geben, ein andächtiges Gesicht zu machen: Wen könnte Das wol in den Himmel versetzen?! Sofort empfand ich die verstimmende Absicht, durch einen Kunstkniff das Interesse des Beschauers recht ausdrücklich auf die beiden dunkeln Augenpaare der Mutter und des Kindes zu concentriren; nur deshalb all das tote fahle Grün der

Vorhänge, das Mattblau und Blaßrot der Gewänder, das lichtlose Wolkengrau, das unlebendige Fleisch in hartem Nebeneinander, der beiden nicht mal compositionell harmonischen Geburtstagsengel garnicht zu gedenken, — nur damit sich in den Augenpaaren dieser intensive Schein des warmen tiefen Lebens künstlich steigern möchte. Und dieser Schein des Lebens, wenn man zehn Minuten lang sich zwingt, nichts weiter auf dem Bilde anzusehen als eben diese Augen, wird ja wirklich immer intensiver; aber ich möchte Jedem anempfehlen, sich diesem autosuggestiven Zwange auch einmal vor einem Kunstwerk hinzugeben, das mit weniger geschickter Meisterhand auf einen einzigen Eindruck hin zusammengekitzelt ist, und er wird auch da allmählich das Gefühl ergreifenden Lebens aus sich selber in das Bild hinüberströmen sehen. Dann sind noch jene weltberühmten Portraits in der Galeria Pitti in Florenz und für mein Gefühl besonders die Madonna della Granduca, durch die sich Rafael dem unbefangenen Geschmack als wirklicher Maler, als Meister einer eigenen Palette empfiehlt. Aber wo bleiben diese Portraits hinter denen des Velasquez, hinter vielen Tizians und Lionardos, selbst hinter einzelnen Giorgione's und anderen! Und wer findet in den beiden Florenzer Madonnenbildern die ergreifenden Blicke des Dresdener Bildes wieder? Keiner! Denn hier eben hat der Maler Rafael wirklich harmonische Farbenwerke, die den Sinnen schmeicheln, geschaffen, und da hatte er kein raffinirtes Ausdrucksmittel mehr zur Hand, um auch noch die Seele des Beschauers künstlich zu ergreifen. Ja: er war ein außerordentlicher Künstler,

dieser Rafael! Er war die große Phrase seiner Zeit, wie Michelangelo ihr großes Machtwort war; ein glänzender Faiseur, kein Schöpfer. Ein Schaum, der auf der höchsten Welle spritzte, aber kein Geysir wie Michelangelo. Seiner Seele fehlt die volle Sinnlichkeit, seiner Sinnlichkeit die volle Seele; der Mensch in ihm war unganz. Wo er sich als Maler wirklichen Lebens giebt, nicht als Componisten gelehrter Historien und pseudoreligiöser Überlieferung, da weht mir's überall aus seinem Farbenschmelz und Linienfluß entgegen wie ein Hauch blühender Schwindsucht; aber nicht einmal die echte Schwindsucht mit ihrer wahren hektischen Melancholie der siechen Lebenswut, sondern eine Schwindsucht, die den Todesrosen im Gesicht mit Schminke nachhilft, um ein blühendes Leben vorzutäuschen. O, man suche die echte heiße Sinnlichkeit der Renaissance, noch durchströmt vom goldnen Sonnenblut des Tages, aber schon umhüllt vom müde fallenden Saum der Abendschatten, und man steht erglühend und versinkend, stumm, vor Tizian! —

20. Februar.

Und wo bleibt er, Rafael, selbst als Meister seiner eigentlichsten Kunst, als Compositeur und Maler räumlicher Decorationen, hinter andern Meistern dieser Art?! Von Michelangelo, dem Allgewaltigen, will ich gar nicht reden; es wäre ungerecht, repräsentative Werke einer freilich culturellen, aber doch vergänglichen Mode — denn das sind die Fresken in den vatikanischen Stanzen, sowohl die humanistisch profanen, wie die legendär

dogmatischen — mit einer menschheitlichen Offenbarung wie die Sixtinische Kapelle zu vergleichen.

21. Februar.

Auch mit Paolo Veronese, dem eigentlichen Vollender der italiänischen Raumausmalung, sei er nicht verglichen, denn immerhin hat Veronese später gelebt, verfügte also über ein noch reicheres Vermächtnis künstlerischer Wirkungsmittel. Aber wo bleiben sämtliche Raumbilder Rafaels hinter dem einen Abendmahl des Lionardo?! Auch heute noch, trotzdem kein einziger Rafael so durch Übermalungen und Schäden der Zeit verdorben ist wie dieser da Vinci! Man muß im Refectorium der Dominikaner in Mailand gestanden haben, um die ganze Wirkung zu ermessen: wie da selbst die Fensterblenden der Lichtwand, die Arabeskenborte der andern Längswand, der Deckenansatz, wie Alles Alles für das Bild der Querwand mitbenutzt und mitberechnet ist, um das Raumgefühl ins geradezu Unendliche zu erweitern und so die Seele durch die Sinne in das Weltumfassende der heiligen Handlung zu vertiefen. Die eine Neigung des Heilandskopfes, umrahmt vom Mittelfenster des Hintergrundes, durch das die ferne zarte Frühlingslandschaft und dies Stückchen blauer Himmel glänzt, ist überirdischer, verklärender und weltentrückender als alle die pathetischen Tapeten Rafaels zusammengenommen. Ja, man muß dagestanden haben in Santa Maria delle Grazie; man kann sich nicht mit einem Stahlstich in verkleinertem Maßstab begnügen, wie man das recht wohl bei Rafaels erzwungen großen Verhältnissen

kann. Hier bei Lionardo muß die volle natürliche Größe des Bildes, wie sie aus dem Raume schöpferisch herausgewachsen ist, muß die ganze Umgebung, der die Phantasie sich mit ursprünglicher Stilempfindung angepaßt hat, wirklich da sein, um den Adel der Einheit und Einfachheit, zu dem sich jede perspectivische Linie, jede figürliche Bewegung sinnlich wie seelisch zusammenschließt, voll zum Nachgefühl zu bringen. Freilich, in Einem war Rafael dem Lionardo überlegen: im methodischen Probirtalent für Haltbarkeit der Farben — er der handwerkliche Bastelmeister, Lionardo der geniale Experimentator des Innenlebens, den es auch technisch immerfort von Grund der Seele aus zu neuen Ausdrucksmitteln und stilistischen Versuchen trieb. Daher aber auch, trotz aller Mißgeschicke für den äußerlichen Zustand seiner Werke, noch heut bei allen, selbst bei seinen unvollendeten und bizarrsten, dieser Eindruck des von I n n e n aus harmonischen, dem Gegenstande nach nicht anders möglichen Stils: keine ausgelernten, nur auf Harmonie der linearen Flächenrhythmik hin berechneten Compositionsrezepte wie bei Rafael, der es fertig bringt, auf einem und demselben Bilde Wasserträgerinnen mit Michelangelesken Fluchtgeberden und ein ängstliches Gemengsel aus Mantegna und Signorelli zusammenzuschustern. Und Das ist eine seiner bewundertsten Wände: der Burgbrand. Aber selbst ein so dem eigentlichsten Können Rafaels gemäßes Repräsentationsbild wie die Schule von Athen, deren imponirende Architektur notabene von Bramante's Gnaden ist, konnt' ich nicht betrachten ohne das bedauernde Gefühl, daß diese Philo-

sophen gar so sehr als theatralische Statisten ihrer Göttin vorgeführt sind; o wie sitzt sie teilnahmlos auf ihrer Wolke, und wie stehn sie wohlgeordnet auf den Treppen herum — man könnte diesen großen Rafael fast für einen kleinen Schäker halten. Seine bedeutendste Pose hat er freilich auf dem theologischen Gebiet geleistet: in der weltberühmten Auferstehung. Wer diesem Heiligen, der da am Sargesrand mit eleganter Hingerissenheit gen Himmel schaut, nicht glauben will, daß er sich mindestens zehn Wochen lang bei einem römischen Abbate in Himmelsblicken geübt hat, ja Dem ist nicht zu helfen! Giulio Romano hat seinen Meister gut begriffen, als er die obere Hälfte des Bildes im selben „Geiste" weiter „vollendete" . . . (Bei Gelegenheit fortzusetzen; vielleicht in einem gründl. Essay!) . . .

28. Februar.

Ein Dichter, der mit dem Artikel nichts anzufangen weiß, macht mich sofort mißtrauisch gegen seine künstlerischen Fähigkeiten. Ob bestimmter, ob unbestimmter Artikel, ob gar keiner zu setzen ist: das bedeutet eines der wichtigsten Hilfsmittel für die sinnliche Veranschaulichung, wie für die geistige Wertung des vorgeführten Gegenstandes oder Begriffes. Es ist sehr bezeichnend, daß der ästhetische Grieche in seiner Sprache den Artikel hatte, der praktische Römer nicht; und ebenso bezeichnend, daß die modernen romanischen Sprachen sich sämtlich den Artikel neu geschaffen haben. Es wäre intressant, die Sprachen wilder Völkerschaften und die toten Cultur-

sprachen Asiens, Amerikas und Afrikas daraufhin zu untersuchen und die Ergebnisse mit dem ästhetischen Niveau der betreffenden Völker zu vergleichen.

6. März.

Wer kennen lernen will, was für Persönlichkeiten in ihm stecken, welcher Art sie sind und wie verschieden an Wert und Macht, sei es in dem inneren Verhältnis zu Einander, sei es nach Außen hin: der beobachte sich consequent im Gespräch mit anderen Individuen oder im brieflichen Meinungsaustausch. Es ist erstaunlich, wie man sich da manchmal plötzlich als ein „Andrer“ vorkommt und benimmt, je nach Wesensart und Stimmungswechsel jenes Andern; man weiß es und kann dennoch nicht dagegen an. Erst allmählich lernt man so gewisse Leute in sich kennen, die sich immer nur bei ganz besondrer Witterung einzustellen pflegen; und diese kann man dann gelegentlich über Bord werfen, notabene wenn's not tut.

Ich komme mir manchmal wie der Schützling eines Fatums vor, das grausam gegen Andre sein muß, um gegen Mich gnädig sein zu können; und selbst seine Gnade ist noch widerwillig, aber darum desto gewisser. Seit meiner frühen Jugend mußten Andre leiden, ohne mein Zuthun, damit Ich mich entwickeln könnte . . . Und immer traten diese „Zufälle“ ein, wenn ich mich in einer Lage innerer Gesunkenheit oder äußerer Gedrücktheit sah, in der Entrinnen oder Untergehen auf ganz gleicher Wage hingen.

20. März.

Wie lieb war Hedwig während Paulas Krankheit! Wie beglückt mich ihre Freundschaft mit Paula! Sie versichert mir immer wieder, und ich darf es ihr wol endlich glauben, daß ihr die Gefühle zwischen uns nicht weh tun. Freilich: sie ist so sehr barmherzige Schwester, daß sie sich vielleicht bis in den Tod verstellen würde, blos um mir ein Schuldbewußtsein zu ersparen. Das habe ich auch manchmal, wenn ich sie so vor mir sehe als welkende Opferblume; nur das Gefühl der Reue ist mir fremd — das weiß sie, und das beglückt dies seltene Geschöpf. Vielleicht auch sind die kurzen Stunden, die sie sich von ihrem öden Tagwerk für die Besuche hier bei uns abmüßigt, wirklich — wie sie sagt — für sie Erbauungsstunden. Gegen ihre Sklaverei ist die meine ja noch Herrentum. Tagüber Kinder drillen, und dann Abends ihren rückenmarkskranken Onkel, ihre taube Tante unterhalten, aus einer lähmenden Atmosphäre in die andre, und die Beiden auch noch pekuniär mit ihren schwachen Kräften unterstützen: es ist ein furchtbares Loos. Und wie ich auch rede: sie läßt sich dieser ungesunden „Pflicht", an die sie fruchtlos ihr junges Leben verschwendet, nicht entreißen.

6. April.

Schwere Niedergeschlagenheit. Ich muß unbedingt mein Amt am 1. Juli kündigen; diese grauenhafte Wiederkäuerei von platten Floskeln und Begriffen macht mich unversehens mal verrückt. Idiotisch komme ich mir jetzt schon manchmal vor.

7. April.

Trotz unverminderter Arbeitslast plötzliche Frühlingsfröhlichkeit. Erinnerung an vorigen Sonntag bei Bierbaums und Gedicht daraus: Humoristische Ergänzung der „Ersten Hoffnung".

8. April. Vormittag.

Spaziergang im Park: „Juchzer". Der wird Detlev gefallen! — Nun wieder ins Amtsgeschirr; selbst Sonntags. Ekelhaft! —

10. April.

Heute früh erwachte ich durch einen sonderbaren Traum. Ich irrte durch ein Labyrinth, dessen dunkle Gänge sich hin und wieder zu phosphorisch leuchtenden Kammern erweiterten; der Lichtschein war matt und kam aus den Wänden. In jeder dieser Kammern ragte aus einer Seitenwand ein eiserner Schmiedehaken von seltsam symbolischen Formen, hier in eine offne Hand auslaufend, da in eine gekrümmte Kralle, da in einen Schlangenring u. s. w., und durch diese Hakenösen lief eine Schnur, an der ich mich, die dunklen Gänge entlang, von Kammer zu Kammer weitertastete. Plötzlich entdeckte ich, daß ich wieder in die Kammer kam, von der ich ausgegangen war, die mit der offnen Hand, ohne daß die Schnur abzweigte; also gab es keinen Ausweg, worüber ich heftig erschrak. Von diesem Schreck erwachte ich. Entstanden ist der Traum wol aus der irgendwie emporgerüttelten Erinnerung an die römischen Katakomben. Ich kann mich aber nicht

besinnen, dort etwa einen ähnlichen symbolischen Einfall gehabt zu haben.

12. April.

Eben war mein Vetter Paul H. mit Frau und Kindern zu Besuch bei uns; Apotheker, ein aufgeweckter Kopf und eigentümlicher Gesell. Wir sprachen über pädagogische Grundsätze. Er gab mir schließlich Recht, daß es auf die Dauer nur Eine Maxime gebe, die wirklich dem Lebensglück des Kindes, nicht dem egoistisch nervösen Augenblicksbehagen der Eltern diene: Die Entwickelung der leistungsfähigen Individualität im Kinde. Diese Maxime schließt eine negative und eine positive Aufgabe in sich: einerseits die Verhütung aller Einflüsse, die im Kinde lediglich den Nachahmungstrieb entwickeln, andrerseits die Ausbildung des unwillkürlichen Pflichtgefühls auf Grund der persönlichen Anlagen des Kindes. Auf welche Ziele sich dies Pflichtgefühl dann später richtet, Das ist der unerforschlichen Notwendigkeit, die in und durch uns wirkt, anheim zu geben; und ein Quentchen dieser Notwendigkeit sind ja schon die unwillkürlichen und unbewußten Einflüsse, die wir Eltern auf die Kinder üben, bis wir sie ins Leben entlassen. Im Übrigen aber soll und darf es mich nicht kümmern, ob mein Sohn vielleicht einmal sein Arbeitsglück in einem praktischen Pflichtenkreis suchen und die Kunst als müßige Tändelei verachten wird, oder ob mein Töchterchen sich einer sogenannten männlichen Berufsart widmen und den Mutterpflichten entziehen wird, Das ist Gottes Sache. Ja, sogar ein Mensch, der fähig ist, nur dem Genusse zu leben,

der aber wirklich dazu fähig ist, d. h. der in der feinsten sinnlichen wie geistigen Ausbildung dieser Fähigkeit seine Lebensaufgabe sieht: auch ein solcher Mensch erfüllt im großen Werdeproceß der Menschheit eine Mission.

13. April.

Schwager St., Professor in Leipzig, Egyptologe — Mensch, der „in die Welt paßt" — besuchte uns Nachmittag. Er klagte über die Verdummung des Leipziger Gesellschaftslebens durch die Musikseuche; 20 Minuten später aber exaltirte er sich über die Genialität des verstorbenen Hans v. Bülow. Er war ja auch wirklich ein genialer Orchesterdirigent; aber wenn ich höre, wie maßlos unser Publicum ein solches, schließlich doch blos reproductives Talent verhimmelt, und wie an allen productiven Künstlern herumgenörgelt wird, solange sie nicht tot sind, dann wird mir immer schlimm zu Mute. Es ist doch eigentlich an sich schon ein bedenkliches Symptom für den inneren Zustand des verflossenen Menschenalters, daß es einen Künstler zeitigen konnte, dem man die geniale Individualität nicht absprechen kann, trotzdem sie lediglich auf Anempfindungskraft hinauslief und kein wirkliches Kunstproduct zu hinterlassen fähig war. Und die blinde Begeisterung für einen solchen Künstler ist natürlich noch bedenklicher, sobald sie nicht in einer tätigen Teilnahme an den wirklich Schaffenden ihr Gleichgewicht findet; das scheint ja nun zum Glück ein bischen besser zu werden.

Freilich muß ich zugeben, daß ich die Bedeutung eines Mannes wie Bülow für die Entwickelung der productiven

Musik vielleicht nicht hinreichend würdigen kann; mir wurde neulich von Carl Schleich bedeutet, daß sie durchaus höher sei als etwa die Bedeutung eines „genialen“ Mimen oder Regisseurs für die Entwickelung des Dramas. Ich bedaure es zuweilen sehr, daß ich für Musik kein eigentliches Kunstverständnis habe: nicht blos, daß mir der Einblick in die Technik mangelt, sondern auch das musikalische Gedächtnis, das bewußte „Gehör“. Ich würde sonst gewiß ein wirklich productiver Musiker sein können, was ich mir für meine Lieder manchmal wünsche. Denn empfindungsfähig, unmittelbar empfänglich für Musik bin ich in sehr starkem Maße, so stark, daß ich sofort mit Sicherheit fühle, worauf ein musikalisches Kunstwerk hinaus will, oft sicherer als mancher begabte Reproducent; aber nur vermittelst eines sonderbaren unterbewußten Processes, der mir vor einiger Zeit durch eine merkwürdige Gehörshallucination bestätigt wurde. Es muß Mitte September vorigen Jahres gewesen sein, als mein Nervensystem durch übermäßige Arbeit und allerlei Skrupel sehr angegriffen war. Ich war gegen Neun zu Bett gegangen und glaubte plötzlich nach kurzem Schlaf zu erwachen, indem ich aus dem Nebenzimmer ganz klar und deutlich, als ob beide Thüren offen wären, bis auf jeden Ton genau einen Satz von Chopin's Fismoll-Polonaise hörte. Ich wunderte mich erst, daß Paula so spät Abends noch spiele, ohne Rücksicht auf meinen Schlaf; bis mich plötzlich beginnendes Angstgefühl, verbunden mit dem üblichen elektrischen Sausen im Körper, belehrte, daß ich mich in einer Hallucination befand. Zugleich erkannte ich Przy-

byszewski's Vortragsart und sah, daß meine Stubenthür geschlossen war. Und so hörte ich die marternden Verzweiflungstöne klar und deutlich bis ans Ende des Clavierstücks, genau so orgelwuchtig, wie es Przyby immer spielt, nur zum Schlusse hin gedämpfter werdend, aber bis auf jeden Ton genau. Mit dem Verklingen der Hallucination war eine starke Verwunderung über mein, bis dahin mir noch nicht bekanntes, unterbewußtes „Gehör" verbunden. In wachem Zustand bin ich, wie gesagt, völlig unfähig, mir ein Musikstück aus der Erinnerung vorzustellen; kaum daß ich die einfache Tonfolge der hauptsächlichsten Motive behalte, geschweige die begleitenden Accorde und das harmonische Gefüge.

Übrigens: Carl Schleich. Es soll mich wundern, was die wissenschaftliche Welt zu seiner neuesten Entdeckung sagen wird (über den Siedepunkt der Narcotica). Sie mutete mich ohne Weiteres als selbstverständliches Naturgesetz — wie jede neue Wahrheit — an, und scheint mir auch in therapeutischer Hinsicht von außerordentlicher Tragweite, mindestens von gleicher, wie seine locale Anästhesirungsmethode für die Chirurgie. Er hat auch eine große theoretische Arbeit über die Function der Neuroglia liegen; freilich Hypothese, aber fraglos einheitlicher als die früheren. Ich bin sehr froh über ihn; früher fürchtete ich oft, daß seine vielseitig begabte Natur sich zersplittern werde. Die consequente Methode aber, durch die er seinen persönlichen Hang zu alkoholischen Excessen überwunden hat, scheint seine ganze Individualität geklärt und gefestigt zu haben. Ich habe ihn von Grund aus lieb.

14. April.

Heute schrieb ich meinen indirecten „Vorgesetzten“ (nicht meinem Bureauchef /Bueck/, der trotz seiner opportunistischen Gesinnungspolitik gegen mich persönlich stets als Menschenfreund gehandelt hat, wozu ich ihm durch meine Leistungen allerdings auch Grund gegeben habe) einen gepfefferten Brief, worin ich mich weigerte, einen Artikel gegen ein solides Concurrenzunternehmen zu schreiben, und mir solche Zumutungen verbat. Darin kam der Satz vor: „Wenn die privaten Versicherungsgesellschaften, um im Concurrenzkampf bestehen zu können, schon zum gegenseitigen Vernichtungskampfe greifen müßten, ohne Rücksicht auf die daraus sich ergebende Benachteiligung des Publicums, dann würden sie damit lediglich eingestehen, daß ihr wirtschaftliches Grundprincip (das der freien Concurrenz) ein unhaltbares ist“. Hoffentlich schmeißen sie mich nun raus! —

... In mein Schreibzimmer tretend, verlor ich plötzlich die Lust zur Arbeit und nahm ein Buch zum Lesen vor: „Psalmen“ von Franz Evers, die seit Monaten unaufgeschnitten unter andern Büchern lagen. Ich versprach mir eigentlich nicht grade einen Genuß davon — nach den Stücken nämlich, die ich ihn mal hatte vorlesen hören — und ich fand auch inderthat nur an vereinzelten Stellen ein wirklich miterhebendes Erhabenheitsgefühl in echt psalmodischer Gestaltung; trotzdem las ich 50 Psalmen hinter einander und sprach nachher auch noch mit Paula darüber, setzte mich sogar hier an mein Tagebuch, um eine Stelle nachzulesen, deren allgemeiner Inhalt mir durch

die Lectüre bestätigt worden war. Da klingelte es, ich öffnete: es war Franz Evers. Er mußte genau um dieselbe Zeit zur Bahn gegangen sein, als ich sein Buch zu lesen begann; und was besonders merkwürdig ist, er hatte schon gestern kommen wollen, war aber verhindert worden, sodaß er sich's für heute ganz fest vornahm. Auch besucht er uns nicht etwa oft; alle 10–12 Wochen einmal. Wir sprachen natürlich ein Langes und Breites über „occulte Tatsachen". Aber eben: vorläufig kann man nichts als nur die Tatsachen constatiren ... Übrigens hat Evers Tiefe, wenigstens den Willen zur Tiefe; es fragt sich nur, ob auch die schöpferische Kraft der Tiefe. Vorläufig schwelgt er noch zu gern in großen Redensarten, spricht über sein Ich, anstatt Es sprechen zu lassen. Doch ist er noch sehr jung, sodaß er sich vielleicht noch concentriren kann. Seine Form zeugt freilich von einer gefährlichen Fertigkeit, nach fremden Mustern Harmonie zu lernen, statt sie aus eignem Chaos zu erzeugen. Es steckt zu viel vom Prediger in ihm. Ich habe ihm das Alles schonend gesagt und ihm von Herzen Glück gewünscht, daß er sich endlich aus der Steglitzer Theosophenquetsche losgewunden hat. Hoffentlich wird auch Fidus, der nun ebenfalls in Freiheit „Gott sucht", dadurch etwas mehr in Gottes Natur als in die vierte Dimension kucken lernen.

18. April.

Brief an Franz Servaes (Entwurf):

Verehrter Herr!

Von Franz Evers erfuhr ich, daß Sie mein mit „Aber"

beginnendes Buch in der „Gegenwart" besprochen haben, und heute ging ich die Besprechung lesen. Sie wissen selbst, daß Würdigungen dieser Art Einem selten oder nie zuteil werden, solange man noch nicht „berühmt" ist. Nehmen Sie daher von Herzen meinen Dank, trotzdem Sie mir das Blatt nicht selber eingehändigt haben. Ich war vor Allem erfreut, wie klar und selbstlos Sie das Buch als Ganzes, als ein individuelles Welt- und Zeitbild, aufgefaßt und hingenommen haben; ich hätte den organischen Zusammenhang den Leuten selbst nicht klarer aufdecken können.

Blos das Eine — denn natürlich: irgend Etwas haben ja die Herren Dichter an den bösen Recensenten immer auszusetzen — also Einen Einwand muß ich Ihnen machen: Sie haben das Buch gewissermaßen auf den Kopf gestellt. Das hört sich beinah wie das Gegenteil von Dem an, was ich eben sagte und wofür ich Ihnen dankte. Aber nein! Es ist genau, wie wenn man einen Menschen auf den Kopf stellt und ihn dann betrachtet; man sieht ihn ganz genau so, wie er ist, nur daß er mit dem Kopf jetzt in die Erde zu wollen scheint, statt wie in Wirklichkeit gen Himmel. Und so haben Sie das Centrum und die Axe meines Buches richtig wahr genommen, nur in umgedrehter Neigung der Pole: mehr das apokalyptische Grauen des Egoisten als die evangelische Zuversicht des Altruisten, mehr die pessimistische Gefühlstendenz des Augenblickspatienten als die optimistische des zweckbewußten Willensmenschen, mehr die reflectirende Leidenschaft des Idealisten als die instinctive Lebenslust des Realisten.

Ich für mein Teil war als Künstler bestrebt, Beides — Negatives wie Positives — gleichermaßen auf die Schalen der harmonischen Wage zu verteilen, und als Mensch und Dichter fühle ich mich durchaus mehr dem Evangelium des Werdens und Bestehens zugetan als der mystischen Beseelung des Vergehens. Das verzwickte „Aber", das ich vor die Liebe setzte, ist nicht blos das trübe „Aber" meines hieroglyphischen Mottos, sondern auch das selige „Aber" dieses nämlichen Mottos: „Das Leben sitzt und jubilirt!" und zugleich ein Anklang an das Wort des Paulus: „Aber die Liebe ist die größeste unter ihnen" — trotz Allem! Freilich, dies „trotz Allem", all die gierig drohenden Drachenzähne rings, wollen wir mal endlich klar ins Auge fassen, aber nur, damit wir desto klarer das jubilirende Leben sehen und es immer jubeltüchtiger machen lernen. Die „angstverdrehten Augen" haben Sie hineingedeutet in die Thoma'sche Flügelputte; er meinte Sonnenandachtsaugen. Schon indem Sie dann mein Motto umgekehrt citiren, den ersten Absatz hinter dem zweiten, stellen Sie den Inhalt auf den Kopf. Und ebenso verkehren Sie nachher die Reihenfolge meiner Venus-Stufenleiter in ihr Gegenteil. Und so auch sehen Sie in den „drei Ringen" nur die Ringe, nicht den „einen Finger", nur die Willensohnmacht in den dargestellten Wechselfällen, nicht den schaffenden Entwicklungstrieb darin; u. s. f.

Ich würde mich nicht so ausführlich über diese — da das Wort nun mal im Schwange ist — Perversität Ihres analytischen Blickes verbreiten, wenn mir nicht die heut-

zutage allgemeine Sucht darin zu liegen schiene, überall in erster Linie die Zersetzungskräfte unsrer Zeit ins Auge zu fassen. Und ich meine: gegen diese Einseitigkeit, die im Grunde nur die Furcht der Überlebten vor der Jugend ist, sollten wir, wir Jungen, kreuzschockschwerenot mal endlich Front machen! Wir sind nicht decadent, es ist nicht wahr! so gern uns die Senilen das ins Gehirn reden möchten. Die Decadenz liegt hinter uns, sobald die Alten tot sind! und ein Greis vom Schlage Ibsen's ist auch ehrlich genug, das einzugestehn (Baumeister Solness). Und wenn wir selbst noch, wie natürlich, Überlebtes in uns tragen, so beuten wir's doch schon bewußt als Dünger aus für unsre junge Kraft. Der Künstler, der ins Leben greift, in sich oder um sich, hat freilich heut noch allerlei Verworrnes darzustellen; aber grade in Erfassung des Verworrnen prüft und zeigt und stärkt sich der aus fester Tiefe steigende, ruhig wagende Griff. Da mag dann manchmal Etwas heute „mystisch" aussehn, was der Zukunft einfach als Erringung neuen Wurzelbodens vorkommen wird. Wer sieht denn beispielsweise heute in Dürer noch den Mystiker?! Und wenn Sie sagen: ja, die Mystik seiner Kunst, die war „naiv", heut ist sie „raffinirt" — so erwidere ich Ihnen: es giebt nur Eine Kunst, die Zukunft hat, und die war stets naiv und raffinirt zugleich.

Neulich las ich in Hebbel's Tagebuch: „Keimen und Verfaulen ist identisch". So ist es auch in Unsrer Zeit. Es giebt ja freilich auch giftige Keime, und nicht jede Fäulnis ist Edelfäule, und Mancher trägt mehr Schierlingsamen in sich als etwa Petersilien. Aber die menschliche

Gartencultur ist stärker, als das geile Unkraut, und die deutsche heut am stärksten! Sie hätten mich vielleicht in weniger apokalyptischer Beleuchtung gesehen, wenn der „sonderbare Pole“ mir seine „Totenmesse“ nicht gewidmet hätte; er selber weiß, daß diese Musik mir nur in Einem Ohre klingt und fast schon nicht mehr klingt. Die „Waldhornklänge“, ja, sind „lieblicher“! —

Nochmals allen Dank. Und wenn Ihr Frühlingsweg Sie mal nach Pankow führen sollte, dann bitte, vergessen Sie nicht, mich zu besuchen. Ich möchte Ihnen gern noch demonstriren, daß ich auch Sturmgebraus und Sonnenlicht auf Lager habe, nicht blos „Wetterleuchten“ und „Dämmerungszauber“. So: nun sind wir quitt.

Gruß und Hochachtung!

R. D.

19. April.

Heut erwachte ich durch einen entzückenden Traum. Ein Fürst bestattet seine heißgeliebte Gattin. Eine Rotunde aus grauem Sandstein mit mächtigen Säulen. Der Sarg von Eisen. Ich im kleinen Trauergefolge. Der Fürst steht an dem Sarge neben der gähnenden Gruft; er weint /seine Tränen fallen auf den Eisendeckel/ *; der Fürst ist Kaiser Wilhelm (der jetzige), — nein, es ist mein alter Gönner Otto Jaeger, — nein, ich selbst bin der Fürst. Der Sarg wird versenkt. Ich trete aus der Halle ins Freie. Mein jubelndes Volk empfängt mich. Ich erinnere mich:

* Diese /eingeklammerte/ Wahrnehmung ist schon nicht mehr Traum, sondern eben während des Niederschreibens unwillkürlich zugedichtet.

ich habe ein Edict erlassen: das Volk soll fröhlich sein zur Ehre ihres Todes, sie wollt' es so. Ich mische mich in die Festfreude. Es ist Frühling. Das Volk ist nur aus jugendlichen Menschen gebildet, Jünglingen und Mädchen. Sie scheinen nackt, aber ihre Haut ist von ganz eng anliegender Hülle bedeckt, wie von einem zarten, magisch leuchtenden Tricot, und Alle tragen an den Schultern schimmernde, mohnblumenrote Elfenflügel. Sie haschen einander und schlingen Reigentänze unter den knospengrünen Bäumen. Ich wandle weiter und komme in eine Waldschlucht. Auf einem moosigen Felsblock sitzen zwei der festlichen Mädchen, ein braunes, ein blondes; die Braune hat rötliche, die Blonde azurblaue Flügel. Sie tanzen vor mir her, reizen mich; ich komme in Hitze, ich will sie haschen. Ich folge immer weiter; bald halte ich Eine, bald entwindet sie sich, weil ich wieder nach der Andern haschen möchte. Von diesem ermüdenden Neckspiel erwache ich ... In diesem Traume scheint sich mir nun doch ein wirkliches Neulebensgefühl geäußert zu haben, das der Darstellung wert sein dürfte! Ich werde das Gedicht dann enden lassen:

„— — — — Und jetzt:
„ich halte Beide? nein: ich bin erwacht."

(Überschrift: Venus Regina.)

... Gestern abend (im Einschlafen) schwere Hallucination. Ich hörte deutlich, wie Jemand zweimal in den Porzellanspucknapf meines Zimmers ausspie und dann über den Teppich her auf mich zuschritt, neben meinem

Divan (mir im Rücken) stehen blieb und ein fürchterliches Schnaufen, wie mit Pferdenüstern, vollführte. Ich hatte ein gräßliches Angstgefühl, trotzdem ich wußte, daß es nichts Reales sei. Ich bemühte mich, die Augenlider aufzureißen; sie waren wie gelähmt, sodaß ich nur durch einen schmalen Spalt die Wand anblinzeln konnte. Auch meine Lage zu verändern (ich wollte mich umdrehn) war ich unfähig. Dabei ging mir erstens Liliencrons Zeile (In Poggfred VI) durch den Kopf: „doch schiel ich nur, halboffen sind die Lider" — und dann hatte ich inmitten meiner Angst den Gedanken, daß ich bei dem Brief an Falke (durch das intensive Nachdenken über die Formulirung des künftigen Stilprincips für den Roman) mein Gehirn wol überanstrengt haben möchte, und daß es doch eigentlich eine furchtbare Unbarmherzigkeit des Weltwillens sei, einen productiven Geist für seine selbstlose Arbeit so gräßlich leiden zu lassen. Dieser platte Einfall zuckte mir nicht etwa plötzlich auf, sondern rang sich mir gewissermaßen langsam los, wobei das tierische Schnaufen hinter mir schwächer wurde und aufhörte; dann konnte ich die Augen aufschlagen und mich umdrehn (ich hatte aber nicht etwa auf der linken Seite gelegen, also kein Herzdruck). Bald darauf schlief ich ruhig ein. Das Furchtgefühl war sofort mit dem Augenaufschlag verschwunden.

. . . Ich bin der Überzeugung, daß ich immer seltener an Hallucinationen leiden werde, sobald ich meine Phantasie erst völlig werde in Schaffensfreiheit ausleben können. Wenigstens sind immer dann, wenn ich mich eine Zeit

lang durch mein Amt besonders schwer geknebelt fühlte, die Anfälle am häufigsten.

25. April.

Heut nacht träumte ich immerfort (mehrmals hintereinander) von meiner toten Großmutter. Sie lag in einem großen hellen Saale in einem riesenhaften altertümlichen Bett (ich sagte mir: Krankenbett) und las in einem großen vergilbten Gebetbuch mit Dürer'schen Holzschnitten. Ich saß an einer Wand und betrachtete den Ausdruck ihres Gesichtes mit schweigender Spannung. Aufwachend erinnerte ich mich, daß ich vor etwa einer Woche mal vergebens versucht habe, mir ihre Gesichtszüge aus dem Gedächtnis vorzustellen, und nun ist mir wol mein Unterbewußtsein im Traum zu Hilfe gekommen.

26. April.

Gestern schrieb ich die erste Hälfte der Venus Regina und darf zufrieden sein. Wenn ich nur nicht durch dies schauderhafte Amt immer wieder aus der Stimmung gerissen würde! Hoffentlich finde ich heute Zeit, zu den Eltern zu fahren; dann schreibe ich sie morgen Vormittag im Wald zu Ende. Hurra, die Frühlingsmädchen singen:

Ewige Lüste
halten im Tode Leben verborgen.
Wissen macht Sorgen;
wenn er sich drückte an meine Brüste,
wenn er mich küßte,
wußten wir nichts von Gestern und Morgen.

1. Mai 1894.

Gestern Abend Hallucination: an der Zimmerdecke schwebendes Christusgesicht mit elektrisch leuchtender Dornenkrone, das Gesicht ganz blaß und ohne Ausdruck, mit geschlossenen Augen, und als ich es deutlicher erkennen wollte, verschwand es in dem bläulichen Funkenlicht. Schließlich concentrirte sich das Dornengeflecht zu einem etwa handgroßen Stern mit lebhaften Flimmerstrahlen, der noch eine Weile an der Decke schwebte. Dazu ein starkes Sausen im Ohr, und elektrisches Prickeln im Körper, verbunden wie gewöhnlich mit der Furchtvorstellung, daß dieser imaginäre elektrische Strom mich einmal töten könne. Ursache fraglos die nervöse Erregung durch übermäßige Amtsarbeit: vorgestern 8 Stunden, gestern 13 Stunden, dazwischen immerfort das quälende Gefühl, daß ich die VENUS REGINA fertig schreiben möchte. Die wird wol nun bis Pfingsten warten müssen. Nicht einmal von Detlev, der nun morgen wirklich kommt, werde ich rechte Freude haben. Aber trotzdem soll mir dieser 1. Mai als Glückstag gelten: ich habe heute, da man keine Miene machte mich an die Luft zu setzen, selber meine Stellung gekündigt.

2. Mai.

Gestern Brief an Dr. Beer-Hofmann in Wien. Abends (gleichfalls gestern) „constituirende Versammlung“ zur Gründung der Kunstzeitschrift Pan; wirtschaftlich in so fern interessant, als es wol die erste bedeutendere Zeitung sein würde, deren Kosten durch eine „Genossenschaft mit

beschränkter Haftpflicht" aufgebracht werden. Anfangsmitglieder: Bierbaum, Hartleben, Baron Bodenhausen, Meier-Graefe, Hildebrand, Przybyszewski und ich. Obligatorischern Anteil: 100 Mark. Man wollte mich zum Vorsitzenden des Aufsichtsrates wählen. Als ob ich nicht froh wäre, endlich diesen ekelhaften Geschäftskram hinter mich zu schmeißen!

Himmelfahrt 1894.

Ich erwache immer noch mit einem beglückten Gefühl an diesen alten Festtagen; schon allein die wundersamen Namen machen alle Kindheitslegenden in mir lebendig. Detlev sagte mir eben, ihm seien diese Erinnerungsgefühle schon so gut wie ganz verblaßt.

... Brief an Freiherrn v. Bodenhausen (Freund von Bierbaum; sehr feiner, liebenswürdiger, kunstsinniger, vornehmer Mensch, Mäcen und Cavalier, nur kein Dichter). Er hatte mich um mein Urteil über ein längeres Poem gebeten.

Verehrter Herr Baron!

Ihr Gedicht ist mir leider dem Inhalt nach unsympathisch, sodaß ich nicht ganz unbefangen über seinen Kunstwert urteilen kann. Die leidige „Moral von der Geschichte"! Nein: der „Tempel der Kunst", wie Sie sagen, ist wahrhaftig kein Kloster, kein Asyl für Lebensflüchtige. Wer das Leben nicht mit warmen Fingern bei der Hand zu packen versteht, den wird es niemals in das Allerheiligste dieses Tempels führen; und ohne diese Führerin bleibt man gar im Sumpf des „guten Willens"

stecken. Lassen Sie mich Ihnen offen sagen, soweit ein Künstler ohne Rücksicht auf den Inhalt über Form urteilen kann: Ihr Gedicht gehört zu der heute nicht geringen Menge derer, bei denen man nicht sicher sehen kann, ob sie ein unfertiges Talent oder geschickten Dilettantismus verraten. Zunächst habe ich nicht den Eindruck empfangen, daß hier eine Individualität sich ausspreche, die nicht anders kann als dichten, der die Offenbarung ihres eigensten Erlebens wirkliches Lebensbedürfnis ist. Ich sehe zu viel Einflüsse angelesener Empfindung, zuviel Redefloskeln fremder Individualitäten, z. B. Bierbaums, Schlaf's, sogar Przybyszewski's, und besonders leider Einflüsse ihrer Unarten. Dazwischen allerdings auch winzige Stellen eines kindlich eigenen Naturgefühls und eine merkwürdige Sicherheit der inneren Composition, die vielleicht auf eine künstlerische Anlage schließen läßt. Ganz unkünstlerisch aber ist die wehleidige Selbstbespiegelung, die besonders widerwärtig an den gereimten Stellen des Gedichtes hervortritt, weil Sie da — wie weiland Baumbach und nach ihm Bierbaum das in Mode gebracht haben — Ihr Gefühlsrührìcht mit den frisch-frei-fröhlichen Naturlauten des alten Volksliedes verbrämen. Der Künstler, der sein Innenleben nicht genau so selbstlos, so schamlos und so mitleidslos, wie die Außenwelt anschauen lernt, wird ewig vor der Schwelle des besagten „Tempels“ stehen bleiben. Über Einzelheiten einmal mündlich.

Mit herzlichem Gruß Ihr

R. D.

6. Mai.

Gestern auf dem Bureau, mitten in der scheußlichsten Arbeit und bei heftigem Kopfweh, krigte mich plötzlich die Dichterwut, und in Einem Ruck schrieb ich den Schluß der REGINA. Gleich nachher waren die Kopfschmerzen verschwunden.

Heute besuchte uns Paul Scheerbart. Etwa eine Viertelstunde, bevor er kam, hatte Paula (in einem kurzen Nachmittagsschlaf) geträumt, daß er ins Zimmer trete. Er war seit etwa 3 Monaten nicht bei uns gewesen.

8. Mai.

Gestern Abend schwache Hallucination. Das elektrische Prickeln begann; etwa in einer Stärke, als wenn man die Kohlensäure eines eben eingeschenkten Glases Champagner in die Nase steigen fühlt, auch mit derselben halb erregenden, halb einschläfernden Wohligkeit. Ich meinte deutlich zu merken, daß dies gleichsam moussirende Sausen im Gehirn entstand und sich von da aus über die Körpernerven verbreiten wollte. Zugleich schnell hintereinander allerlei undeutliche Phänomene in der Luft (Gesichter, stereometrische Körper, stilisirte Pflanzen, ein Totenkopf, kaleidoskopische Farben u. dgl.), genau so schwankend und huschend, wie wenn der Linsenbrennpunkt einer Laterna magica noch nicht richtig auf die Projectionswand eingestellt ist und nun durch ein probirendes Hinundherrücken des Apparates undeutliche Bilder auftauchen und verschwinden. Dabei verspürte ich einen heftigen Antrieb, diese flüchtigen Phänomene scharf ins Auge zu fassen

und wußte genau, daß sie sich dann verdichten und gestalten würden; auch fühlte ich, wie meine Augenlider langsam lahm wurden, wobei mir wieder (vgl. 20. April d. J.) Liliencrons Zeile „halboffen sind die Lider" ins Gedächtnis kam. Ich mußte meine ganze Energie aufbieten, um jenen Antrieb zu überwinden und die Augen weit aufzureißen, und zwar mehrere Male. Sowie ich nachgegeben hätte, wäre die Hallucination fertig gewesen. Schließlich faßte ich der Reihe nach verschiedene Gegenstände meines Zimmers (die Fensterjalousie war nicht herabgelassen) fest ins Auge, drehte dann das Kopfkissen um und schlief auf dem kühlen Linnen bald beruhigt ein. Da ich vor Jahren auch meine epileptiformen Anfälle durch solche Übung der Selbstanschauung überwunden habe, hoffe ich, daß mir dies nun auch mit meinen Hallucinationen gelingen wird. Erschwert wird es mir gegenwärtig lediglich durch meine Amtsarbeiten, deren bloße Vornahme mir schon einen ganz enormen Bruchteil meiner Energie kostet; die stete Überwindung eines Widerwillens ist die schlimmste Gegnerin des Willens. Manchmal wundre ich mich fast, daß ich überhaupt noch Lust und Kraft zu künstlerischer Arbeit finde. Gestern habe ich wieder von 6 Uhr Morgens bis nach Mitternacht über diesem öden Zeug gesessen, und heute wird der Tag desgleichen enden. Von Detlev habe ich so gut wie garnichts diesmal.

10. Mai.

Mit Hedwig sprach ich viel über eine Ehe zu Dreien; der Frühling, der Frühling! Als sie letzten Sonntag bei

uns war, fiel ihr Ring ihr vom Finger und rollte unters Sofa; sie suchte fast ängstlich, bis sie ihn gefunden, und sagte mir, er sei von ihrem Vater und gelte ihr als Amulet. Nun habe ich heute mein Schubfach geöffnet und meinen alten Großvaterring hervorgeholt, den mir Käthe bei ihrem Tode hat zurückschicken lassen, und ihn wieder aufgesteckt; er soll mir eine Zeitlang als Amulet helfen.

11. Mai.

Heute schlug ich zu einer Amtsarbeit die 3. Auflage von Schönberg's Handbuch der politischen Ökonomie nach und fand dabei, daß Adolf Wagner in seiner Abhandlung über das Versicherungswesen meine einschlägigen Aufsätze vielfach gegnerisch citirt und mich als principiellen Verteidiger des privaten Erwerbsbetriebes festgenagelt hat. Mir schoß die Schamröte ins Gesicht, mich so als Parteigänger einer überlebten und schon in den letzten Zügen liegenden Wirtschaftspolitik auf die Nachwelt gebracht zu sehen. Ich bin nicht schuldlos daran, obschon der socialistische Herr Professor immerhin hätte merken können, daß ich der freien Concurrenz nur in so fern das Wort geredet habe, als gegenwärtig noch nichts Praktischeres existirt; denn die staatlichen Betriebe aus der altfiscalischen Zeit sind indertat weit unzulänglicher als die Institute der privaten Großindustrie, und die socialen Wirtschaftseinrichtungen der Zukunft werden fraglos nicht nach Art der alten Staatsbetriebe, sondern nur durch Ausbau der vom individuellen Großcapital gelegten Fundamente vor sich gehen dürfen, wenn sie gemeinnütziger werden sollen als

die bestehenden. Freilich habe ich unter meiner notgedrungenen Lohnsklaverei die opportunistischen Auseinandersetzungen zu Gunsten meiner Brotgeber stets nur durch schüchterne Hinweise auf die Notwendigkeit der kommenden socialen Umgestaltung eingeschränkt, und so werde ich, um mein Gewissen zu entlasten, nächstens Herrn Prof. Wagner persönlich besuchen* und ihn bitten, in die folgende Auflage des Schönberg'schen Handbuchs an geeigneter Stelle nachstehende Erklärung aufzunehmen:

Allerdings schränkt Dehmel seine Ausführungen zu Gunsten des privatcapitalistischen Versicherungsbetriebes wesentlich dadurch ein, daß er sich (vgl. Ehrenzweig's Ass.-Jahrb.) „in der theoretischen Grundanschauung" ausdrücklich „auf meinen Standpunkt stellt" und (vgl. Conrad's statist. Jahrbuch) „für das große Ziel der Zukunft, d. i. allgemeine Versicherung, den Fortbestand der öffentlichen Anstalten selbst in der heutigen Form förderlich und nötig" nennt. Er betont mehrfach, daß er nur „den jetzigen Zustand der Sachversicherung" im Auge habe, wenn er alle bisherigen Fortschritte „fast ausschließlich" den Leistungen der freien Concurrenz zuschreibt, und läßt es dahingestellt, ob „später einmal für die volle Verwirklichung des genannten Zieles die ausschließlich öffentliche Versicherung besser geeignet sein könnte als der Wettbewerb zwischen beiden Betrieben". Neuerdings hat mir Herr Dehmel noch persönlich erklärt und mir anheimgestellt, von dieser Erklärung Gebrauch zu machen,

---

* Ist geschehen.

er habe sich inzwischen überzeugt, daß die Überführung der privaten Versicherungsbetriebe in die öffentliche Verwaltung auch schon jetzt als eine socialökonomische Notwendigkeit zu betrachten sei und nicht länger aufgehalten werden sollte. Nur hält er eine solche Überführung lediglich auf Grund der von der privaten Großindustrie, speciell vom Actiencapital geschaffenen Betriebseinrichtungen für zweckdienlich, während ihm ein bureaukratisch-particularistisches Verfahren nach Art der noch von Alters her bestehenden öffentlichen Anstalten als technischer und socialpolitischer Rückschritt erscheinen würde.

13. Mai. Pfingsten.

Gestern Abend ist Detlev abgereist. Ich brachte ihn auf den Bahnhof und traf dann mit Bierbaum und einem Anarchisten zusammen, einem ehemaligen Terroristen, Freund des hingerichteten Rheinsdorff und des zur Zeit im Zuchthaus sitzenden Newe. Er erzählte äußerst interessant über diese Beiden, desgleichen über den Fürsten Krapotkin und den belgischen Professor Reclus. Ich warf ihm ein, daß die Anarchisten der terroristischen Richtung zwar durchaus nicht blos als geistvolle Verbrecher aufzufassen seien, wie Lombroso das will, daß mir aber eine gewisse Unvernunft in der Wahl der Mittel an ihnen unangenehm wäre, da sie durch diese Mittel die Verbreitung ihrer Ideen nur aufhielten, nicht förderten. Er stellte das in Abrede; der Bombenwerfer bezwecke mit seiner Tat nichts weiter als eine deductio ad absurdum der herrschenden Gewalt. Je öfter solche Taten sich trotz aller

Schutzmaßregeln wiederholten, desto schneller werde die Culturmenschheit zu dem Bewußtsein kommen, daß das jetzige System der Herrschaft im Grunde machtlos, also zwecklos, also überflüssig sei. Ich konnte ihm im Augenblick, unter der Suggestion seines Temperamentes, nichts erwidern. Nachher fiel mir ein, daß seine Schlüsse auf derselben falschen Voraussetzung ruhten, die allen Fanatikern eigentümlich ist: daß sie nämlich bei den Gegnern ihres Ideals eine bewußte Opposition gegen dieses Ideal annehmen, während der Durchschnittsmensch sich nur in seiner Ruhe nicht gestört sehn will und sich unwillkürlich umso heftiger an seine gewohnten Einrichtungen klammert, je gewaltsamer man ihn davon loszureißen sucht. Tolstoj's quietistischer Anarchismus ist jedenfalls zweckentsprechender, schon deshalb, weil der passive Widerstand dem Einzelnen weniger Willensaufwand kostet als der active Angriff und daher den Zusammenschluß der Massen erleichtert. Übrigens ist auch Tolstoj's Ethik („Widerstrebe nicht dem Übel!") in der fundamentalen Bedeutung, die er diesem Worte Jesu unterlegt, durchaus nicht religiöser, sondern stark ästhetischer Natur. Es ist im Grunde nichts als das Princip der „reinen Anschauung", ins Sociale übersetzt; und schon die Machtstellung, die Tolstoj in dieser seiner Ethik dem suggestiven Einfluß der Geberde und des Wortes anweist, ist bedeutsam genug für den eigentlichen Charakter seines Ideals. Zu der religiösen Färbung seiner anarchischen Tendenzen ist er offenbar nur durch das russische Milieu gedrängt worden. Im großen Ganzen sind diese Tendenzen von demselben Gesichtspunkt aus

anzusehen, den ich vor einiger Zeit (vgl. 4. März d. J.) bei Betrachtung Nietzsche's und Lassalle's aufgestellt habe.

15. *Mai.*

Heute empfing ich die Anklageschrift des Münchener Staatsanwalts gegen mein Buch „Aber die Liebe“ wegen „Vergehens wider die Sittlichkeit und öffentlicher Gotteslästerung“. Hier, vor mir selbst und vor der Zukunft stehend, brauche ich mich gegen diese Beschuldigungen nicht zu verteidigen. Wohl aber muß ich selber mich beschuldigen, daß ich als Künstler noch zu oft und laut dem Geist des bloßen Widerspruches gegen unsre Zeit das Wort in mir gelassen habe. Das ist unschöpferisch. Wer Tempel bauen kann, soll sich nicht zum Straßenfeger machen.

Gestern vor dem Einschlafen wieder ebensolche Überwindung einer beginnenden Hallucination wie vor acht Tagen; wieder infolge widerwärtiger Arbeitslast. Es wurde mir diesmal etwas schwerer, mich des autosuggestiven Reizes zu erwehren, weil die Fensterjalousie halb herabgelassen war und ich daher die Gegenstände des Zimmers nicht scharf ins Auge fassen konnte. Da ich in der wärmeren Jahreszeit bei offnem Fenster schlafe, darf ich nicht wagen die Jalousie unbenutzt zu lassen, weil ich durch irgendeinen mondsüchtigen Traum auf den Hof stürzen könnte. Ich werde mir aber, wenn wieder eine Hallucination kommt, Mühe geben, mich im Bette hochzurichten und eine Weile aufrecht zu sitzen; das muß die Überwindung doch unbedingt erleichtern.

16. Mai.

Nun auch noch, bei aller lähmenden Arbeit, wieder die aufreibende Sehnsucht nach Hedwig. Herrgott, was soll man tun?! Bekämpft man den geschlechtlichen Trieb, wird das Gefühl nur immer heftiger; und gibt man nach, dann drohen all die materiellen und socialen Folgen der befriedigten Natur, ihr wie mir. Wir müssen uns seltener sehen, und niemals wieder allein! Und wenn ich nicht mehr an mein Amt gebunden bin: ein Jahr lang weg von hier! Arbeit, Arbeit! —

18. Mai.

Heute morgen *träumte* mir, ich *schliefe* und Jemand suchte mich *vergebens* zu wecken. Dann wurde ich langsam wach (immer im Traum) und erkannte meinen Bureauchef, worauf ich mich noch eine Weile schlafend *stellte*. Endlich schlug ich die Augen auf (im Traum), und nun war es garnicht mein Chef, sondern jemand anders; dadurch kam mir zum Bewußtsein, daß ich wol nur träumte, und nun wachte ich wirklich auf. *Wer* der andre Jemand war, wußte ich (erwacht) nicht mehr. Ich selbst? — —

21. Mai.

Gestern (bei den Eltern) Brief an Anna Croissant-Rust. Ich schrieb darin: trotz aller persönlichen Grundsätze wüßte ich das Anormale zu schätzen, wie ja auch der liebe Gott keine Regel ohne Ausnahme in die Welt gesetzt habe. Ich hätte noch hinzufügen können: und

grade durch diese Ausnahmen scheint er die Welt in Bewegung zu halten.

23. Mai.

Ich sagte heute Hedwig, daß wir uns seltener sehen müßten. Sie war ganz erschüttert, und das Ende vom Liede war, daß wir für übermorgen eine neue Begegnung verabredet haben. Sonnabend verreise ich; hoffentlich gelingt es mir, während der vierzehn Tage wieder etwas ins Gleichgewicht zu kommen. Ich werde es Paula nie vergelten können, durch keine noch so schwere Selbstüberwindung, daß sie mir so selbstlos kämpfen hilft. Und welche tiefe Weisheit ist in ihrer Nachsicht! Widerstand würde mich rücksichtslos machen.

24. Mai.

Heut Morgen träumte ich ein ganzes Trauerspiel. Ein einsames Schloß, weltabgelegen, auf schroffem Felsplateau, am Rande einer Waldschlucht. Da lebt ein Mann mit seiner etwas älteren Gattin, die er früher sehr geliebt hat, und einer eben zur Jungfrau gereiften Tochter; der Mann noch in der vollen Geschlechtskraft, die Frau schon abgeblüht. Die Frau liebt ihn so sehr und er verehrt sie so, daß er ihr den Schmerz nicht anzutun vermag, andern Weibern nachzugehn. So überwältigt ihn die tierische Natur zur Blutschande mit der Tochter. Die Mutter will sich in die Schlucht stürzen, im Gefühl, daß sie die eigentliche Ursache der Verirrung sei; er reißt sie vom Fenster zurück und überzeugt sie, daß sie um der Tochter und

des Kindes willen am Leben bleiben müsse. Dann geht er einsam in die weite Welt. Mir war, als ob ich dieses Drama Wort für Wort in einem Buche läse; zugleich aber sah ich die scenische Situation (das Schloß, die Schlucht, die Zimmer usw.) in natura vor mir und lebte selbst die Handlung mit, eben als jener Mann. Ich hatte einen langen dunkeln Bart, volles und nur leicht ergrautes Haar und stak in einem Hauskostüm der deutschen Renaissance, von Beruf Naturforscher. Zugleich aber wieder saß ich, modern gekleidet, in einem Eisenbahncoupé und erzählte, nachdem ich das Drama zu Ende gelebt und gelesen, immer das Buch in der Hand, einer neben mir sitzenden Dame den Inhalt der Handlung. Plötzlich sah ich, daß die Dame das Gesicht jener Tochter hatte (übrigens ein Gesicht, das mir im Leben bisher noch nicht begegnet ist) und daß sie mich mit einem höcht beängstigten Blick anstarrte, gleichsam fragend, woher mir denn ihr Schicksal so genau bekannt sei. Von diesem Blick, der mich durchschauerte, erwachte ich.

... Nachmittags ging ich durch den Park in schwerer Selbstmordstimmung; die Kniee schlotterten mir, sodaß ich mich auf das Geländer einer Brücke lehnen mußte. Quälende Gedanken: teils mein Gefühl zu Hedwig, teils wieder die übermäßige Amtslast, die mir jede Production unmöglich macht (10–12 Arbeitsstunden in den letzten Tagen). Aber ich frage mich: inwieweit sind die Gedanken an unsre Sorgen wirklich die Ursache, inwieweit nur der Ausdruck solcher Stimmungszustände? –

26. Mai.

Gestern teilte ich Hartleben, der Mitglied der Goethe-Gesellschaft geworden ist, eine schon vor Jahren mir eingefallene Text-Conjectur zu einer offenbar verdorbenen Stelle im zweiten Teil des „Faust“ mit. Wir schrieben dann an das Archiv in Weimar und baten um Prüfung des urschriftlichen Wortlauts. In allen Goethe-Ausgaben, die ich kenne, heißt es nämlich gegen Ende, wo die Magna Peccatrix, die Mulier Samaritana und die Maria Aegyptiaca zu der Mater Gloriosa um Erbarmen für Gretchen flehen, gegenwärtig so:

„Gönn auch dieser guten Seele,
die sich einmal nur vergessen,
die nicht ahnte, daß sie fehle,
dein Verzeihen a n g e m e s s e n !“

Nun würde zwar ein solcher Prosaismus, wenn er einen wirklichen Gedanken treffend zur Geltung brächte, dem Stil aus Goethe's letzter Versperiode durchaus nicht widersprechen, und darum hat man wol bisher darüber weggelesen. Hier aber wird der gedankliche Inhalt durch diesen Ausdruck gradezu vernichtet. Die drei Frauen flehen ja die Gnadenreiche an, der Sünderin t r o t z ihrer sündigen Schwachheit zu verzeihen, Gnade zu üben u m j e d e n P r e i s , o h n e Verdienst und Würdigkeit. Sie könnten gradezu sagen: „gönn ihr dein Verzeihen, selbst wenn es ihrem Fehl n i c h t „angemessen“ wäre. Aber auch der Gefühlsgehalt der Stelle verlangt poetisch wie technisch durchaus nach einem andern Wort. Drei lange Strophen hindurch beschwören die drei Frauen die Mutter des

Heilands bei der unermeßlichen Liebe ihres Sohnes um Gnade, und nun fassen alle Drei zum Schlusse ihr Gebet noch Einmal mit ganzer Inbrunst zusammen:

„Die du großen Sünderinnen
deine Nähe nicht verweigerst
und ein büßendes Beginnen
in die Ewigkeiten steigerst,
gönn auch dieser guten Seele
(usw).
dein Verzeihen ungemessen!"

Unbedingt muß es „ungemessen" heißen, als letzter flehendster Anruf an die unerschöpfliche Liebe. Überhaupt scheint die ganze Strophe durch den Drucker oder Abschreiber verdorben zu sein. Auch den Ausdruck „büßendes Gewinnen" habe ich in einer Ausgabe unbedenklich (s. oben) in „Beginnen" abgeändert. Denn darauf kommt es an: schon den bloßen Beginn der Buße steigert die unendliche Liebe in die Ewigkeiten. „Gewinnen" wirkt als Verlegenheitsreim. Vielleicht hat Goethe diese Strophe nicht selber niedergeschrieben, sondern nur diktirt, sodaß sein Sekretär sich verhört haben könnte.

RUNDFRAGEN

1893 Kunst und Kultur

Beste Grundlage des allgemeinen Wohles

Es gibt keine „beste Grundlage des allgemeinen Wohls“, solange nicht alle Menschen im Einvernehmen über Freiheit und Ordnung sind. Jede Regelung des öffentlichen Wesens, mag sie durch Volksgewalt oder durch Einzelgewalt geschaffen werden, schafft zugleich ein neues, stetig wachsendes Bedürfnis nach ursprünglicher Entwickelung; und umgekehrt! Keine Form kann Wachstum verhindern, und andrerseits: jedes Wachstum strebt nach Form. Der Künstler, als vorzugsweise ursprünglicher Mensch, wird naturgemäß auch den ursprünglichen Trieben der Gesamtheit zuneigen, das heißt inmitten übermäßiger Ordnung dem Triebe nach Befreiung, aber inmitten maßloser Freiheit dem ebenso ursprünglichen Triebe nach einer Ordnung des Gemeinwesens. Soweit dem Künstler überhaupt ein allgemeines Wohl vorstellbar ist.

April 1895 Mercure de France

Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich

Meines Erachtens muß Jeder, dem die Menschheit mehr als Redensart ist, den Willen haben, daß die geistigen und

volkswirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich die innigsten werden. Für den geistigen Verkehr der beiden Völker diesen Fortschritt herbeizuführen, bedarf es besonderer Mittel nicht; er vollzieht sich aus dem Bedürfnis der führenden Geister heraus von selbst. Für den volkswirtschaftlichen Verkehr dasselbe zu erreichen, werden Mittel nötig sein, die es nicht erlauben „die Politik beiseite zu setzen". Es wird, bevor der eigentliche Zweck betrieben werden kann, Folgendes erforderlich sein:

1. eine Verständigung der beiden Völker über die Befreiung Elsaß-Lothringens zu einem selbständigen Zwischenstaate, ähnlich wie es Holland, Belgien und die Schweiz schon jetzt sind,
2. eine Verständigung der beiden Völker über die Bedingungen zu einer allgemeinen europäischen Abrüstung und überhaupt Abänderung der gegenwärtigen Wehrpflichtverhältnisse,
3. eine demokratische Revolution in Deutschland,
4. eine aristokratische Revolution in Frankreich,
5. ein paar Jahrhunderte Geduld.

Juli 1896 Enquête sur l'Etat Psychique des Artistes

I

Ich bin am 18. November 1863 in Wendisch-Hermsdorf (Mark Brandenburg) geboren. Mein Vater ist Förster. Beide Eltern leben noch und sind gesund. Ich bin der Älteste von neun Geschwistern, von denen außer mir noch vier am Leben sind, auch sämtlich gesund. Beide

Eltern haben Anlage zum Zeichnen und Malen, besonders mein Vater; Neigung zur Poesie hat nur meine Mutter. Meine Großmutter väterlicherseits war äußerst religiös und sehr gewandt mit der Feder. Mein Großvater mütterlicherseits geriet durch seine erotische Natur in Unglück. Ein Bruder meines Vaters war ein Phantast und hat vermutlich durch Selbstmord geendet. Mein Vater selbst ist ein sehr klarer, energischer Charakter, Freigeist, guter Menschenkenner; lebt in nie getrübtem Eheglück mit meiner Mutter. Beide Eltern gehören der evangelischen Kirche an; der Großvater meines Vaters war noch Katholik. Ich selbst bin samt meiner Frau (Jüdin) und meinen Kindern aus der Kirche ausgetreten. Rasse: gemischt aus slavogermanischem und keltogermanischem Blut. Ich habe, mit kurzen Unterbrechungen, immer in meiner Heimat (Mark Brandenburg und Berlin) gelebt, bin aber sehr reiselustig. Bin kurzsichtig; höre, schmecke und rieche sehr fein. Farbe meiner Haare dunkelbraun, meiner Augen blaugrau, meiner Haut hell. Ich bin ein guter Beobachter, aber mehr unwillkürlich als mit bewußter Absicht. Leben, Kunst und Wissenschaft sind mir gleichermaßen reizvoll. Wenn ich nicht ein Dichter wäre, würde ich mich als Kulturphilosoph betätigen, das heißt aus Psychologie, Physiologie, Biologie, Soziologie und Technologie eine neue Gesamtwissenschaft über die Menschheit zu entwickeln suchen. Für Musik bin ich äußerst empfänglich, habe aber nur für den Rhythmus ein gutes Gedächtnis, für Melodieen ein sehr schlechtes. Ich bin ein guter Recitator und habe schauspielerisches Talent.

Auch für Malerei bin ich begabt, aber nur dilettantisch; die Hand gehorcht nicht ganz der Vorstellungskraft.

II

Ich bin mit allen Sinnen gleichermaßen empfänglich.

Meine sinnlichen Eindrücke sind stets mit vielen associativen Vorstellungen und Ideen verknüpft. Direkte Miterregungen der einzelnen Sinne untereinander (die sogenannten Vicariatserscheinungen) treten zwar auch bei mir auf, aber nicht oft.

Die Eindrücke erwecken mir in der Regel nur subjektive Vorstellungsbilder. Aber ich habe die Fähigkeit, mir jedes subjektive Bild, besonders aus der Erinnerung, bis zu hallucinatorischer Deutlichkeit zu steigern, also nachträglich zu objektiviren, coloristisch wie plastisch. Wahrscheinlich hängt dies damit zusammen, daß ich von meinem 23.–30. Lebensjahr auch unwillkürliche Hallucinationen hatte, nachdem ich vorher mit epileptiformen Anfällen behaftet gewesen war; sowohl die Epilepsie als auch die spontanen Hallucinationen habe ich mir durch planmäßige Selbstbezwingung abgewöhnt. Jetzt kann ich jede Hallucination nach Belieben im Entstehen unterdrücken oder mich ihr hingeben. Auch kaleidoskopische Bewegungsphänomene kann ich mir erzeugen, aber nur im dunkeln Zimmer, und auf dem Rücken liegend; sie sind dann meist von einem hörbaren, musikalischen Rhythmus begleitet und stets mit elektrischem Körpersausen (vom Gehirn ausgehend) verknüpft.

Im Allgemeinen nehme ich die Eindrücke durchaus

synthetisch in mich auf. Ist der Eindruck stark, so prägt sich mir sein Gesamtinhalt sofort samt allen charakteristischen Einzelheiten ein. Bei schwächeren Eindrücken bleibt gewöhnlich nur die unbestimmte Gesamtwirkung in mir haften, zuweilen mit irgendeinem besonders auffälligen Einzelzug verknüpft.

Über die geistige Umsetzung der sinnlichen Eindrücke kann ich nichts Allgemeines mit Gewißheit aussagen. Bald geht sie unmittelbar vor sich, bald allmählich; bald vollzieht sie sich ganz unterbewußt, bald mit Hilfe des Bewußtseins. Ich bin der Meinung: je mehr sich unser Bewußtsein entwickelt, umso empfänglicher und tätiger wird auch unser Unterbewußtsein.

Mein Gesichtsinn bewahrt sehr scharfe Erinnerungsbilder, so wohl von Physiognomieen, wie von Landschaften, Gestalten, Bewegungen etc. Meine Gedanken sind sehr oft mit bildlichen Vorstellungen associirt, besonders wenn ich spontane Einfälle habe; bei logischen Gedanken*ketten* dagegen sind die bildlichen Associationen umso seltener, je mehr mir die Verfolgung der Gedankenreihe Mühe macht.

Auch meine Gehörserinnerungen sind lebhaft, wenn auch nicht in gleichem Grade wie die des Gesichts. Durch willkürliche Concentration der Vorstellungskraft kann ich mir jeden früheren Eindruck, der stark auf mich gewirkt hat, in der ursprünglichen Intensität zurückrufen. Wer das nicht kann, ist m. E. überhaupt kein Künstler.

Mein Gedächtnis für Daten, Zahlen und Eigennamen ist sehr schlecht. Ich lerne leicht auswendig, vergesse aber

ebenso rasch. Gehörtes und Gelesenes macht keinen Unterschied für mich, da ich auch beim Lesen stets den Eindruck habe, als hörte ich die Worte.

Für Geruchs-, Geschmacks- und Gefühls-Wahrnehmungen habe ich gleichfalls ein scharfes Gedächtnis. Lustvolle Eindrücke haften fester in mir als schmerzhafte.

III

Wenn meine Gedanken klar sind und sich leicht abwickeln, höre ich auch die Worte in mir. In den Zuständen des dumpfen Ringens mit Gedanken habe ich das Gefühl, als horchte ich an einem Telephon.

Nicht selten spreche ich auch (im Geist) die Worte meiner Gedanken. Ich führe oft Gespräche mit mir, wie zwischen verschiedenen Personen. Ob dieser oder jener Vorgang an bestimmte Kategorieen des Gedankenlebens gebunden ist, weiß ich nicht. Nur soviel kann ich sagen: bei den mehr abstrakten (logischen) Überlegungen ist der erste Vorgang häufiger, bei den mehr concreten (ästhetischen) der andre.

Im Allgemeinen ist mein Geist mehr synthetisch und deductiv veranlagt; doch bediene ich mich auch — je nach der Art des Gegenstandes — der analytischen und inductiven Methoden. Auf der Schule war ich ein guter Mathematiker, habe aber später die Neigung zu dieser Wissenschaft verloren.

Trotzdem habe ich noch heute die Neigung, mir abstracte Begriffe durch planimetrische oder stereometrische Figuren anschaulich zu machen. Die Entwickelung der

Menschheit zur Vollkommenheit stellt sich mir z. B. unter folgender Curve dar, wo y und x die Coordinaten des Raumes und der Zeit bedeuten, ihr Schnittpunkt A den Augenblick der Gegenwart, die Curve a die ideale Entwickelungslinie, b die reale.

Unendlichkeit und Ewigkeit sind mir keine Begriffe, sondern Empfindungen. Ich habe in gewissen Zuständen der Exaltation ein vollkommen klares, seliges Gefühl der Raum- und Zeitlosigkeit.

Ich glaube, daß alle Erkenntnis, ästhetische wie religiöse wie logische, der Intuition entstammt. Das Bewußtsein ist nur die unentbehrliche Hebamme für die Offenbarungen des Unter- oder Überbewußtseins.

Ich erkenne jedes geistige Bedürfnis der Menschheit als eine natürliche Tatsache an. Und das Bedürfnis, einen einheitlichen Zusammenhang in den Erscheinungen der Welt zu suchen, ist ein unveräußerliches Erbgut der Menschenseele.

Auch das Bedürfnis der reinen, grund- und ursachlosen Träumerei ist eine ewige Eigenschaft der Menschenseele.

IV

Form und Wesen des Kunstwerks sind untrennbar, wie Form und Wesen jedes Naturgebildes.

Wem aus dem Wesen des Urbildes nicht zugleich und unmittelbar auch die Form des Ausdrucks aufgeht, der ist kein Künstler.

Die Form muß notwendig sein! Alle Arten der Form empfangen ihren Wert nur aus dem Inhalt. Jede Form ist mir recht, die das Wesen des Stoffes und der Motive mir aufnötigt.

Harmonie und Melodie, Farbe und Zeichnung müssen einander gleichermaßen ergänzen. Wie weit mir das im einzelnen Werk gelingt, kann ich selbst nicht beurteilen.

Natürlich steht jeder Mensch, und also auch sein Werk, unter dem Einfluß seiner Umgebung. Die sogenannte Außenwelt ist unsrer Seele genau so zugehörig wie das sogenannte Innenleben. In welchem Verhältnis beide Wirkungsfactoren zu einander stehen, in welchem Parallelogramm der Kräfte: Das kann man stets erst nach dem Tode eines Menschen, aus dem Gesamtbild seiner Leistungen, ermessen.

April 1897 — Deutscher Tierschutz-Verein

Mensch und Tier

Von Natur ist Feindschaft zwischen der Menschheit und anderm Getier. Aber der Mensch ist das einzige Tier, das seine Natur zu verleugnen vermag; er allein kann freundlich handeln gegen Feinde. Wer gegen ein Tier feindseliger handelt als gegen einen menschlichen Feind, der verleugnet seinen menschlichen Adel. Töte deinen Todfeind, aber quäle ihn nicht! Und willst du ihm noch edler deine Macht beweisen, so mach' ihn dir zum Freunde! —

Januar 1898 Umfrage von Alfred H. Fried

Todesstrafe

Die Todesstrafe wird solange die ultima ratio juris bleiben, als es noch Menschen gibt, die keine Ehrfurcht vor fremdem Leben, wohl aber Furcht vorm eignen Tode haben. Dies gilt für Richter wie Verbrecher, für Obrigkeiten wie Untertanen.

1899 Krytyka, Krakau

Polen

Ich kenne die polnischen Zustände nicht aus eigener Anschauung, kann also auf Ihre Fragen nur von sehr allgemeinem Gesichtspunkt aus antworten. Soweit ein Volkskörper selbständigen Geist äußert, soweit hat er auch Anspruch auf Unabhängigkeit und kämpft naturgemäß dafür, genau so wie der einzelne Mensch. Meines Erachtens hat die polnische Rasse, noch bis in unsre Zeit hinein, durch ihre Dichter und Künstler genug Beweise einer eigentümlichen Beseelung erbracht, daß jeder selbständig fühlende Mensch den Kampf für ihre Unabhängigkeit billigen muß, auch wenn er durch seine eigene Rasse zur Gegnerschaft in diesem Kampf genötigt wäre.

1903 Illustrierte Zeitung

Reformkleidung

Daß die zwanglose Mode, die aus der sogenannten Reformkleidung werden kann, gesünder, also nützlicher sein wird als die vom Corsettzwang bedingte, steht außer

Zweifel, denn sie ist natürlicher. Daß sie deshalb auch schöner sein werde, ist nicht ohne weiteres selbstverständlich, denn alles Schöne von Menschenhand enthält einen künstlichen Zusatz, und manches Schöne ist ausschließlich künstlich. Schön sein heißt eigentümlichen Liebreiz haben, und die Eigentümlichkeit vieler Naturen gründet sich grade auf ihre Neigung zur Künstlichkeit; für solche wird also auch eine von Grund aus widernatürliche Tracht stets reizvollstes Mittel zum Ausdruck des menschlichen Wesens bleiben. Die lose Gewandung, die jetzt zur Mode werden will, bietet nur deshalb mehr Schönheitsmöglichkeiten, weil sie s o w o h l dem natürlichen Liebreiz des nackten Körpers w i e auch dem künstlichen der bekleideten Gestalt eigentümlichere Ausdrucksformen verstattet. Aber nicht jeder weibliche Körper ist reizend für jedermann, und deshalb liegen in der freieren Mode auch viel mehr h ä ß l i c h e Möglichkeiten als jemals in der eingezwängten, sobald sie nämlich mehr zur Bloßstellung als zur Verwahrung des Körpers benutzt wird, von Weibern nämlich, die besser täten, sich ganz und gar nicht bloßzustellen! Wenn diese allzu natürliche Häßlichkeit eines Tages überhandnehmen sollte, wird wieder — wie bei jeder Mode — der unausbleibliche Rückschlag eintreten, und zwar dann der Rückschlag ins Künstliche, sei es nach dem Corsett zurück, sei es zu einem anderen Körperzwang hin. Einstweilen ist das noch nicht zu befürchten; und da wir fraglos einer Zeit angehören, in der sich die Kulturmenschheit wieder einmal auf ihren natürlichen Kraftquell besinnt, auf die „gesunde Seele in gesundem Leib", so

wird sich in der nächsten Zukunft die sogenannte Reformkleidung — man sollte sie Lockerkleid oder Eigentracht nennen — immer selbstverständlicher durchsetzen.

März 1904 L'Européen, Paris

Décadence in Frankreich

La décadence, c'est un terme physiologique, tout à fait inhabile à taxer les valeurs psychologiques des peuples. Le peuple juif par exemple, dont l'histoire depuis Salomon est une descente perpétuelle à l'égard physiologique, n'a-t-il pas cependant donné aux hommes Jésus et Baruch Spinoza! Et la nation française, bien qu'elle se repose aujourd'hui comme les Grecs après Alexandre, ne peut-elle produire demain un héros, un sage ou un poète qui ébranle un jour le monde?

1904 Das litterarische Echo

Schiller

Schiller soll nach manchermanns Meinung in meiner unreifen Zeit stark auf mich eingewirkt haben; damals hielt ich ihn — wie mancher Oberprimaner noch heute — für einen mäßigen Dichter und maßlosen Schönredner. Jetzt, wo ich mir ein reifes Urteil über ihn erlauben darf, halte ich ihn zwar immer noch für einen mehr gewaltsamen als gewaltigen Dichter, aber für den einsichtigsten, gewissenhaftesten und maßvollsten Künstler in deutscher

Sprache, zugleich für einen unermeßlich kraftvollen Wortführer der werdenden Menschheit. Seine Gestaltungskraft war beschränkt, aber sein Schaffenstrieb grenzenlos bis zum Überschwang. Selbst an Goethe gemessen, menschlich wie künstlerisch, ist seine Willenskraft von überragender Erhabenheit: Goethe der immer Trächtige, Schiller der ewig Trachtende. Sie stehn mir stets im Bilde zweier paradiesischer Bäume vor Augen: Goethe, der stattliche, breit sich hebende, reichbelaubte Brotfruchtbaum — Schiller die strebende Kokospalme, scheinbar dürr, doch strotzend von Mark — bis zu den Früchten hinauf paßt das Sinnbild. Mir däucht, daß seine bedeutendsten Schöpfungen (Fiesco, Don Carlos, Piccolomini, das Demetrius-Fragment, Braut von Messina, die Dithyramben und manche Essais) noch sehr viel andre „Milch" enthalten als die der schulberühmten „frommen Denkungsart". Er schuf, wie er lebte: ein Aufrührer voller Selbstbeherrschung, sich läuternd bis zur Selbstverzehrung. Nietzsche hat ihn „Moraltrompeter" gescholten; aber tönt aus der Dithyrambik dieses heroischen Immoralisten nicht noch dieselbe Trompetermoral? —

Dezember 1905 Zentralorgan für Lehr- u. Lernmittel, Leipzig

Jugendschriften-Frage

Es ist wirklich keine grundsätzliche Antwort auf die Frage möglich, wie weit künstlerische Absicht und dichterischer Zufall zusammenwirken müssen, damit ein „rich-

tiges“ Kindergedicht zustande kommt. Wolgasts einseitige Ablehnung der vorsätzlich fürs Kind geschriebenen Dichtungen stammt allerdings (man denke bloß immer an Andersen, diesen Goethe der Kinderwelt, der sich sehr bewußt auch in jeder anderen Dichtungsart versucht hat) aus der Streusandbüchse der Schulmeisterweisheit; aber ein Körnchen Wahrheit steckt doch darin. Wenn man um des Kindes willen die kindliche Tonart anschlägt, kommt sicher nur Halb- oder Unkunst dabei heraus; die Motive müssen dem Künstler den kindlichen Ton aufnötigen. Wer aber will von vornherein sagen, welche Motive diese Nötigung mit sich bringen; das könnte man erst am Ende der Welt. Ich z. B. habe mein erstes Kindergedicht („Der Vogel Wandelbar“) keineswegs für Kinder geschrieben, sondern für eine — — alte Jungfer: zum Geburtstag eines humpelnden alten Fräuleins, das freilich seelenjung geblieben war. Erst geraume Zeit später entdeckte ich, daß die dort angeschlagene Tonart ja völlig für Kinder geeignet sei, und dann begann ich allerdings meine poetischen Motive mit künstlerischem Bewußtsein auf diese Eignung hin zu behorchen, besonders gewisse „höhere“ Motive, mit denen sich die meisten Kinder viel angelegentlicher beschäftigen, als leider die meisten Erwachsenen ahnen, die diese Beschäftigung längst verlernt haben. Für den Künstler kommt noch der handwerkliche Reiz hinzu, daß gerade diese sublimen Motive in der kindlichen Ausdrucksweise viel konkretere Außenform annehmen als in der abstrakteren Sprache des entwickelten Bildungsmenschen; und deshalb meinen die Leute, die von

Innenform keine Ahnung haben, in jenem bloß technischen Reizmittel bestehe die ganze „Kinderkunst". Das tut sie aber durchaus nicht; denn eine Dichtung, die vollkommen kindlich im Ausdruck ist und auch Kindern ausnehmend gefällt, kann trotzdem die schmählichste Unkunst sein, ein Schmachtfetzen oder Schauerschund schlimmster Güte.

Das ganze Oberlehrergeschwätz übers Bewußte und Unbewußte (richtiger: Gewollte und Ungewollte) ist keinen alten Dreier wert. Beides greift beim Kunstschaffen wie bei jeder sonstigen Geistestätigkeit immerfort ineinander über; und die Künstler sollten sich endlich schämen, eine Ehre darin zu sehen, daß man ihr Wesen auf gleiche Stufe mit dem lieben Vieh rangiert. Wer sich gar so geflissentlich auf den „Unbewußten" hin ausspielt, der muß es wohl arg nötig haben; die wahrhaft Ursprünglichen haben sich stets um ein möglichst klares Bewußtsein bemüht.

1906 Das litterarische Echo

Antialkoholismus

„Alkohol" und „Antialkoholismus" sind mir sehr widerwärtige, nach wissenschaftelnder Lebensverekelung schmeckende Giftmischerworte. Ich liebe es, bei festlichen Gelegenheiten Wein zu trinken, und glaube, daß die menschliche Geselligkeit recht trübselige Mienen annehmen würde, wenn man die Rauschmittel gänzlich verbannte. Auch vermag ich nicht einzusehen, warum man sich

mäßige Genüsse aus Rücksicht auf die Schäden der Unmäßigkeit versagen soll; dann müßte man auch dem Kunstgenuß entsagen, weil viele Kunstliebhaber dadurch für's tätige Leben verdorben werden, und schließlich jedem Lebensgenuß, weil die meisten Genüßlinge daran sterben. Gewohnheitstrinkerei ist selbstverständlich vom Übel, besonders der tägliche Biergenuß, der geradezu ein Verdummungsgift ist; selbst edler Wein verliert seine geistige Anregungskraft, wenn man ihn anders als selten genießt. Aber gerade deswegen bezweifle ich, daß irgend ein Rauschmittel förderlich auf die geistige Schaffenslust wirken könnte; Genußsucht ist niemals schöpferisch. Der geistige Schaffensrausch ist von Grund aus auf dauernde Wirkungen gerichtet; die Anregung, die der Genußrausch verleiht, ist dagegen immer nur Augenblicksreiz und wird um so flacher und flüchtiger, je öfter und länger der Geist sich ihm aussetzt. Nur willensschwache Seelen bilden sich ein, daß durch den körperlichen Genußreiz der geistige Arbeitstrieb stärker wird; es ist das dieselbe Selbsttäuschung, wie wenn ein verwöhnter Pudel meint, er bedürfe des Zuckers, um tanzen zu können. Gewiß, er muß sein Stück Zucker haben; es bestärkt ihn aber keineswegs in seiner besseren Natur, sondern höchstens in seiner schlechten Dressur. Ich selbst habe einigemale versucht, in der Weinlaune Gedichte zu schreiben; sie erwiesen sich aber, am andern Morgen betrachtet, entweder als bloße Wortwitzgebilde oder als ungestalte Phantastereien oder gar bloß als wirre Produkte unbewußter Reminiszenzen.

Februar 1907 Mercure de France

Religion

Das religiöse Sentiment kann niemals vergehen im Menschengeschlecht; es wird solange bestehen auf Erden, als die Sterne des Himmels unerreichbar sind. Die religiösen Ideen, die diesem Sentiment entspringen, die freilich sind so veränderlich, daß sie zuweilen sogar zu verschwinden scheinen, wie die Wolken im freien Azur. Ich glaube und wünsche, daß heut die Ideen in das Sentiment zurückzukehren beginnen, wie Nebel zurücksinken ins Meer, und daß einst das religiöse Element nur noch in rein poetischen Formen wieder und wieder auferstehn wird.

Juni 1907 Morgen

Liebermann

Ich bewundre und liebe in Liebermanns Werken die immer wache, niemals verträumte, reine Andacht vor der Natur. Mehr als all sein beweglicher Scharfsinn gibt diese ruhevolle Gefühlskraft seinen Bildern den großen Zug: diese Beschaulichkeit, die völlig frei ist von der geistigen Vermessenheit, hinter dem lichten Spiel des Daseins noch irgend ein sogenanntes Wesen aus dem Dunkel hervorzuholen. Solche Vermessenheit kann erhaben sein, kann scheinbar den Urgrund der Welt ermessen, uns ins Unsichtbare versenken, ins Unabsehbare erheben: Rembrandt. Nie aber wird sie uns das verschaffen, wovon Rembrandt zudem noch beflügelt war, und was herrschend auf jeder Bildfläche Liebermanns schwebt: die reine Freude am sichtbaren Leben.

November 1909 Gil Blas

Amitié, haine ou oubli, lequel doit prévaloir?

La culture allemande et la culture française ont naturellement un caractère différent; mais on ne peut en déduire qu'elles soient opposées l'une à l'autre.

Les dispositions naturelles et les productions de la culture des deux nations se complètent d'une façon si évidente, que leur déplorable désaccord politique est tout simplement absurde. Leur accord se confond avec l'idéal d'une Humanité de l'Europe centrale. Il faut qu'enfin triomphe la civilisation franco-allemande, qui s'était déjà frayé un chemin au moyen âge et qui malheureusement subit une rupture de plusieurs siècles par suite des guerres de religion. Une telle rupture n'est plus à redouter à présent; les élites de l'Allemagne aussi bien que de la France éprouvent à nouveau comme un devoir de rétablir peu à peu une concorde humaine par un échange de biens intellectuels. Et cette concorde, finalement, aplanira la rivalité nationale.

De plus en plus, on arrive à penser qu'une alliance entre les deux nations assurerait aussitôt la base de l'équilibre européen. La France et l'Allemagne marchant la main dans la main pourraient tenir toute l'Europe en échec, sur le champ de la politique idéale aussi bien que sur celui de la politique réaliste; mais où est le maître qui comprendra qu'il faut gagner la partie d'échecs contre la reine (dame) Angleterre!

Oktober 1911

Heilsarmee

Wer auch nur einer einzigen Menschenseele die erhabene Einbildung ihrer Mitarbeit an einem göttlichen Weltplan einpflanzt, der mag unter Gott verstehen, was er will, und mag ihn verkündigen, wie er will, er pflanzt Lebensfreude und Schaffenslust fort.

Januar 1912 Pan

Politik

„Mehr oder weniger passiv" ist in der Politik schließlich jeder; das läuft ungefähr auf dasselbe hinaus wie mehr oder weniger aktiv. Heute aber besteht der seltsame Zustand, daß sich grade zur höheren Politik die besten Männer der geistigen Berufskreise, einschließlich der Regierungskreise, so passiv wie irgend möglich verhalten. Einzig der Stab der katholischen Fanatiker spielt noch eine wirklich aktive Rolle, vielleicht auch eine kleine Gruppe sozialistischer Enthusiasten.

Warum? Weil aktive Politik höchsten Ranges immer nur auf Grund idealer Tendenzen gedeiht, und für die bleibt wenig Zeit übrig in unsrer übervölkerten Schacherwirtschaft, wo selbst die Wissenschaften und Künste mehr und mehr in die Abhängigkeit von materiellen Interessen geraten. Auch Bismarcks Politik war groß nur so lange, als die Einigung Deutschlands noch ideale Tendenz war; nachher zerbröckelte sie im Klassenkampf um ökonomische Praktiken. Interessenpolitik ist stets nur pseudoaktiv, ist opportunistisch bei aller Energie, kann äußerst

agil sein im Augenblick, wird aber innerst passiv auf die Dauer; sie muß ja immerfort Konjunkturen ausnutzen, d. h. sich zu Rücksichten niedrigster Art verstehen, zu kuhhändlerischen Kompromissen. Drum ist ihr letztübriges Ideal die rücksichtslose Machthaberei, die kein höheres Ziel kennt als ihren Geschäftsbetrieb. Alle Wertschätzung wird veräußerlicht; die innerlichen Bildungswerte, um die sich die vornehmsten Geister bemühen, werden höchstens noch in technischer Hinsicht geschätzt, als luxuriöse Renommierprodukte, als eine Art Reklameressort für unsre famose Maschinenkultur.

Welchen besseren Mann kann es seelisch reizen, bei solcher Politik mitzutun? In der Tat, er hat Besseres zu tun; er politisiert nur grade so viel, wie für seinen Beruf unerläßlich ist. Er muß schon in seiner eigensten Sphäre Zeit und Kraft genug aufwenden, um seinen Charakter vor der Ansteckung durch den allgemeinen Opportunismus zu schützen. Er schafft im stillen Zukunftswerte; die Gegenwart überläßt er den Leuten, die jetzt für wertvoll gehalten werden, den Maulaufreißern und Gelegenheitsmachern. Er weiß, daß sich dieser Massenwahnsinn der Betriebsamkeit um des Betriebes willen erst einmal gründlich ausrasen muß, ehe wieder Sinn in die Politik kommen kann. Wer sich zum Pfadfinder berufen fühlt, hat keine Lust, als Straßenreiniger mitzuschuften; er sagt sich, daß seine Zeit kommen wird, auch wenn er's nicht erleben sollte, und verfolgt einstweilen abseits sein Ziel.

Braucht es noch mehr „Gründe", um nachzuweisen, daß keinerlei Wahlrummel diesen Zustand von heute auf

morgen ändern kann? Vielleicht muß wirklich erst allenthalben das Frauenstimmrecht eingeführt werden, damit sich die Mannsleute wieder ein bißchen auf die Menschenseele besinnen lernen. Inzwischen werden die besten Männer aller Berufskreise und Volksschichten aus jeder Wahl nur neuen Anstoß empfangen, sich immer hartnäckiger auf sich selbst zu besinnen. Wen es heute in Deutschland schon interessiert, wie sich ein deutscher Dichter das vorstellt, daß ein deutscher Mann sich im Wahlkampf auf sein bestes Selbst besinnt, der kann es in typischer Form aus meiner Komödie „Michel Michael" ersehen.

Mai 1912 Das neue Feuilleton

Duell

Das Duell ist bekanntlich ein Ehrenhandel, d. h. durchaus kein Rechtshandel. Wo das allgemeine Rechtsgefühl aufhört, da fängt das stets absonderliche Ehrgefühl an. Es ist so verschieden, wie die Menschen verschieden sind, oder mindestens wie die menschlichen Gesellschaftskreise. Die sogenannte bürgerliche Ehre bezeichnet nur im groben Umriß die durchschnittliche Rechtlichkeit und leistet keinerlei Gewähr für sonstige Ehrenhaftigkeit. Jeder feinere Ehrbegriff bedarf anderer Verteidigungsmittel, als sie das Strafrecht zu bieten vermag. Wer sich ihrer bedient, stellt sich außerhalb der allgemeinen Rechtsgesetze und hat natürlich die Folgen zu tragen. Die Gesetze der Ehre sind entweder durch die gute Sitte bestimmt, oder man bestimmt

sie sich selbst. Dies letzte ist das Absonderlichste und gilt deshalb gemeinhin für unsittlich oder sogar für unehrenhaft; wer also nicht selbstherrlich genug dazu ist, dem bleibt nur übrig, seine Ehre unter den Schutz der Sitte zu stellen. Nun hat jeder besondre Gesellschaftskreis seine besonderen guten Sitten, die mitunter den meisten andern Kreisen als schlecht oder schlimm oder böse erscheinen und dann als rechtswidrig bestraft werden. Eins dieser sittlichen Schutzmittel ist das Duell, selbst als studentischer Sport noch mit sittlichem Anstrich behaftet; und wer es durch Strafgesetze glaubt abschaffen zu können, der mag ein recht ehrbarer Spießbürger sein, hat aber keinen Schimmer von Ritterlichkeit. Es wird erst dann aus der Menschheit verschwinden, wenn kein Mensch mehr Ehrfurcht vor der bewaffneten Macht hat.

1912 Aus dem Buch: „Judentaufen“ von Werner Sombart

Gutachten zur Juden- und Christenfrage

Die Judenfrage ist in das Stadium gelangt, wo aus dem Tumult der leidenschaftlichen Wünsche vernünftige Bestrebungen vordringen. Dennoch bleibt die Leidenschaft die treibende Stimme in jedermann; sie bestimmt die Ziele, die Vernunft nur die Wege, oft sogar nur die Umwege. Deshalb muß man die Frage dahin wenden: ist mehr natürliche Neigung vorhanden, daß sich die menschlich wertvollsten Juden mit ihren Wirtvölkern vermischen, oder daß sie unvermischt auf völkische Selbständigkeit hinwirken?

In der Judenschaft selbst ist zur Zeit die erste Neigung offenbar stärker; der Zionismus wird von den kultiviertesten Juden entweder als utopisches Ideal abgelehnt oder als realpolitisches Projekt nur für die unkultivierten Elemente betrieben, mögen auch einige Schwarmgeister romantische Hoffnungen daran knüpfen. In den Wirtvölkern, besonders bei uns Deutschen, scheinen sich Neigung und Abneigung einstweilen noch die Wage zu halten; doch grade in den Volksschichten, deren geistige Bildung ein klares Gefühl für fremde Werte aufkommen läßt, herrscht mehr Stimmung zu Gunsten der Einverleibung.

Im Ganzen ist also auf beiden Seiten ein Übergewicht an Zuneigung spürbar. Mit andern Worten: Mischehen zwischen Juden und Deutschen sind in der Tat von Natur aus erwünscht, meist sehr leidenschaftlich erwünscht. Und da sie das sind, wird die brave Vernunft auch allerlei triftige Gründe finden, sie als wünschens*wert* hinzustellen und somit immer erwünschter zu machen. Hauptgrund: das, was die Rassenzüchter „Ergänzung passender Anlagen" nennen. Und die Kreuzung wird noch dadurch erleichtert, daß beide Rassen schon längst nicht mehr rein, sondern nur stabil gewordene Mischrassen sind.

Zuvörderst ziehen sie einander durch verwandte Anlagen an. In beiden weist der Familientrieb, also die Grundlage der Volksbildung, sehr ähnliche Gemütsart auf. Überhaupt sind manche Grundzüge der jüdischen Gemütsverfassung den deutschen auffallend gleichgeartet: Eigenwille bis zur Halsstarrigkeit, Selbstgefühl bis zur Prahlerei, Mitgefühl

bis zur Rührseligkeit, Naturgefühl bis zur Stimmungsduselei, Innigkeit bis zur Schwärmerei, Anhänglichkeit bis zur Kriecherei.

Auch manche Verstandesanlagen decken einander. Besonders der rechnerisch kühle Erwerbssinn, den man immer als eigentlich jüdisch anspricht, findet sich ganz ebenbürtig in dem reinstgebliebenen altdeutschen Stamm, bei den Friesen von Holstein bis Holland hin. Und dem spintisierenden Witz des Juden gibt an pfiffiger Schlauheit der neudeutsche Sachse, an spöttischem Scharfsinn der Märker nichts nach; der berlinische Witz ist das Kreuzungsergebnis, wohl noch mit einem französischen Einschlag aus der fridericianischen Kolonie.

Anderseits könnte ein tüchtiger Zuschuß von jüdischer Lebensklugheit, Besonnenheit, Mäßigkeit und Selbstbeherrschung, auch sogar von Behutsamkeit, uns deutschen Draufloswirtschaftern nur wohlbekommen. All der erstaunliche Einfluß der Juden auf unser ökonomisches, politisches, intellektuelles und ästhetisches Leben, der seit Jahrzehnten unaufhaltsam wächst, stammt aus diesen Tugenden her.

Ihre übeln Ausartungen aber, Feigheit und Verschlagenheit, sind nicht ursprüngliche Durchschnittseigenschaften, sondern aufgenötigte, also aberziehliche. Denn zu allen Zeiten haben sich jüdische Vorkämpfer der allgemein menschlichen Gesittung durch geistigen Mut und Gradsinn ausgezeichnet, von Moses und Jesus bis Spinoza und Marx; und daß ihnen von altersher auch körperliche Kühnheit im Blut steckt, zeigen die biblischen Geschichten.

Im übrigen ist List noch nicht Feigheit; die Überrumpelung der Philister durch David war kein schlechteres Heldenstück als Armins berühmte Römerfalle, und Reineke Fuchs ist mit gutem Grund eine deutsche Lieblingsgestalt.

Demnach braucht man nicht zu befürchten, daß eine Begünstigung der Mischehen die beiderseitigen Blutskräfte schwächen würde, oder gar daß der Vollzug solcher Ehen schon ein Anzeichen von Schwächung sei. Grade starke Rassen sind vonjeher auf Weiberfang in die Fremde gegangen, besonders wenn die eigenen Weiber zimperlich zu werden beginnen; das Zweikindersystem ist stets ein Symptom weiblicher Unzulänglichkeit, jeder anständige Mann empfindet es als eine schamlose Knauserei.

Wo die Natur von selbst Brücken schlägt, kann die Kultur garnichts besseres tun, als sie möglichst gangbar machen. Wir haben das Ghetto abgeschafft und dürfen drum von den Juden verlangen, nun auch mit den Ghettogefühlen aufzuräumen. Soweit sie sich noch mißtrauisch einkapseln und an verstockten Gebräuchen kleben, ist es vollkommen recht und weise, daß wir sie nicht als gleichwertige Mitglieder des Volkes und der Gesellschaft behandeln; denn dadurch erziehen wir sie zur Angleichung. Wo diese aber schon so weit gereift ist, daß sogar Blutmischung begehrt wird, da wäre es schlechterdings unmenschlich dumm, wenn wir der Zufuhr neuer Kräfte nicht alle Wege ebneten.

Nur führt es keineswegs schneller zum Ziel, wenn man heut die soziale Eingliederung durch die pseudoreligiöse beschleunigen will. Religion ist zwar nicht blos Privat-

sache, wenigstens vorläufig noch nicht; und für die Familienmoral ist die religiöse Gemeinschaft genau so wichtig wie die erotische. Aber die kirchliche Taufe hat Gottseidank nichts mehr mit Religion zu tun, sondern blos noch mit der Konfession; und jedes staatlich begünstigte Glaubensbekenntnis wird schließlich ein Wuchergeschäft des Unglaubens. Unter solchen Umständen macht sich der Renegat stets einer schofeln Gesinnung verdächtig.

Auf den Altären und Kanzeln der Gegenwart sind weder mosaische Propheten noch christliche Apostel am Werk, dagegen massenhaft pharisäische oder jesuitische Priester; der protestantische Jesuitismus ist blos stümperhafter als der katholische. Welcher ehrliche Mensch mit etwas Geist kann es da noch als heilige Handlung empfinden, für den rabbinischen Pfaffenkram den des Kaplans oder Pastors einzuhandeln? Es ist auch ganz und gar überflüssig, soweit sich's um echte Gesinnung handelt. Denn es gibt keinen aufgeklärten Juden, der nicht im Sinne des Evangeliums ein ebenso guter oder schlechter Christ ist wie irgend ein andrer moderner Europäer; genau so, wie der deutsche Christ an Moses und die Propheten glaubt.

Allerdings müssen wir vom Juden fordern, die mosaische Konfession abzulegen; denn sie bindet ihn und seine Familie nicht sowohl an den mosaischen Glauben als vielmehr an talmudischen Afterglauben, verhindert also die Anpassung an unsre besten Traditionen und erst recht an neue Kulturtendenzen. Aber die Forderung hat nicht zu lauten: werde Katholik oder Protestant! sondern: werde Dissident!

Das könnte noch wirklich religiösen und auch sozialen Zusammenschluß anbahnen; Religion heißt nämlich auf deutsch nichts weiter als innerliche Verbundenheit, williges Gemeinschaftsgefühl.

Gegen den konfessionellen Massenhumbug ist vereinzelte Aufrichtigkeit natürlich ebenso machtlos wie Gleichgiltigkeit. Hingegen ein massenhafter Zudrang intelligenter und energischer Juden zur dissidentischen Bewegung würde ihr frischen Schwung beibringen und so auch deutsche Freigeister mitreißen, männliche wie weibliche. Grade die mutigsten deutschen Geister werden nicht gesonnen sein, sich durch jüdischen Freimut beschämen zu lassen; in allen Volksklassen würde sich den geistig regsamsten Elementen immer lebhafter das Gefühl aufdrängen, wie erbärmlich und abgeschmackt es ist, in der kirchlichen Tragikomödie noch länger Statistenrollen zu mimen.

Mit irgend welcher Parteipolitik hat das von Hause aus nichts zu tun. Es gibt genug konservative Freigeister, die nach orthodoxem Begriff Atheisten sind und an dem kirchlichen Mummenschanz lediglich deshalb noch teilnehmen, damit dem Volk, wie die gottvolle Phrase lautet, die Religion erhalten bleibe. Aber dadurch bleibt ihm nicht einmal das Surrogat der Religion erhalten: auch die Konfession wird dadurch diskreditiert. Wenn diese Talmipolitiker wüßten, wie verächtlich dem gemeinen Mann die Heuchelei der Machthaber ist, während selbst die brutalste Offenheit ihm natürlichen Respekt abnötigt: sie würden das christliche Mäntelchen, das blos ihre eignen Kräfte hemmt, bald in die Lumpenkiste werfen.

Jedenfalls ist nur auf diesem Wege, eben durch massenhaften Austritt der kultiviertesten Staatsbürger aus den heillos verpfuschten Kultzuständen, die Trennung der Kirche von Staat und Schule erreichbar; die aber bedeutet sowohl Beseitigung zwietrachtstiftenden Scheinglaubens wie Förderung echter Glaubenseintracht, und damit zugleich die Zusammenraffung der tüchtigsten Volksbildungskräfte. Wenn z. B. sämtliche Hochschul- und sonstigen Lehrer, die heut monistische Phrasen dreschen, statt dessen auf einmal kurz und bündig der Landeskirche Adieu sagten, nicht blos andre Leute dazu animierten, dann müßten die vorgesetzten Behörden mit der Amtsentlassung wohl Stopp machen. Daß ein Mann wie Ernst Haeckel fast 80 Jahre alt wurde, bevor er richtig mit dem Pfaffentum brach, ist für beide Teile nicht grade ein rühmliches Zeugnis.

Wem aber das Wort „Dissident“ zu inhaltlos oder zu geschichtlos ist, der bringe endlich, falls er sich zum Reformator berufen fühlt, Luthers Tat zum tatsächlichen Ende und gründe die — Protestantische Kirche! Die gibt es in Wirklichkeit nämlich noch nicht, trotzdem wir Deutschen uns gern Protestanten nennen; es gibt bis jetzt nur die Evangelische Kirche, die staatshalber auch noch lutherisch heißt, und die offiziellen „Diener des Wortes“ erfüllen nicht blos ihre Pflicht, sondern tun sogar ein gutes Werk, wenn sie Amtsbrüder, die öffentlich an dem beschworenen Buchstaben rütteln, unter sich nicht dulden wollen. Weder Vernunft noch Glaube kann redlich bestehen, solange liberale und orthodoxe Gesinnung auf dasselbe Bekenntnis schwören. Was fruchten alle Ent-

rüstungskundgebungen über die Absetzung ehrlicher Seelsorger, wenn die Entrüsteten unehrlich bleiben? Was hat es gefrommt, daß Herr Jatho die Leute, die ihm eine Beileidsspende verabreichten, mit christlicher Geduld ermahnt, auch die Kirchensteuern weiterzuzahlen? Er wäre ein besserer Jünger Jesu und Pauli gewesen, hätte er ihnen zugerufen: Marsch aus dem Tempel! folget mir nach!

Das gilt nicht blos für die deutschen Christen. Wenn die gebildete Judenschaft es ernst mit ihrer Eindeutschung meint, dann verwendet sie ihre Liebesgaben besser zur Agitation für Entstaatlichung der bestehenden Kirchenverbände als für den künftigen Zionistenstaat. Sobald der konfessionelle Theatermantel von der politischen Bühne verschwunden ist, hat die soziale Rassenintrigue ihr wirksamstes Requisit verloren. Staat und Gesellschaft haben dann keinen geheiligten Vorwand mehr, die Juden von gewissen Ämtern und Ehrenstellen auszuschließen; es würden nur wirkliche Naturdifferenzen und wahrhafte Kulturdivergenzen den Anschluß im Einzelfall hintertreiben, und Sache der Juden ist es eben, diese Unterschiede so rasch wie möglich allgemeinhin auszugleichen.

Wenn sie es aber nicht ernst damit meinen, dann wird allmählich der sogenannte Sauerteig dermaßen zum klietschigen Klumpen anschwellen, daß er unser tägliches Brot verdirbt. Und dann freilich würden wir eines Tages beim besten Willen nicht anders können, als sie höflichst aufzufordern: schert euch zum Teufel, d. h. nach Zion!

Alldas sage ich notabene nicht aus grauer Theorie, sondern aus blutroter eigener Praxis. Ich habe zweimal Jüdinnen

geheiratet, bin der zweiten noch urverwandter als schon der ersten, habe höchst wohlgeratene Kinder, und wir sind allesamt Dissidenten — aus deutscher wie menschlicher wie göttlicher Religion.

April 1913 **Dreijährige Dienstzeit** Die Aktion*

Das kann ich nicht unterschreiben, bin andrer Meinung. Das Volksheer ist eine kulturelle Institution, bändigt die barbarischen Instinkte des Volkes, erzieht die Masse allmählich zur Selbstbeherrschung; von heute auf morgen läßt sich das Menschenvieh nicht zur Gottmenschlichkeit bekehren. Jede Steigerung der Opferwilligkeit für das politische Gemeinwesen fördert auch andern gemeinsamen Bildungswillen. Je mehr Geld, Zeit, Arbeit, Geist für den nationalen Glanzapparat verwendet wird, umso mehr lernt der brave Spießbürger auch für die sozialen und sonstwie humanen Luxusbedürfnisse spendieren; das beweist die deutsche Wirtschaftsgeschichte der letzten 25 Jahre. Aber immer und überall antikulturell ist die gesinnungstüchtige Pfennigfuchserei für das private Portemonnaie.

Juni 1913 Neues Frauenleben, Wien

Frauenstimmrecht

Die Frauenbewegung unsrer Zeit bedeutet nur eine neue Fassung der uralten Streitfrage um die Krone der

* Die Aktion hatte unter Hinweis auf das Beispiel von Anatole France zu einem Protest der deutschen Intellektuellen gegen die dreijährige Dienstzeit aufgefordert.

Schöpfung. Da die Krone dem Herrn der Erde gebührt, möchte die Herrin auch eine tragen, bald das Diadem der Frau Venus, bald den Helm der Jungfrau Minerva, bald den Staatshut der Ehefrau Juno, am liebsten aber den Heiligenschein der Mutter mit dem Kinde. Der weibliche Machtbestand, der sich einst in religiösen Kultformen kundgab, setzt sich heute, wo alles profaner wird, in politische Kulturformen um. Wenn den Frauen diese Art Anerkennung ihrer Herrschaftsgelüste besser gefällt als die Verehrung von ehedem, warum sollen wir sie ihnen nicht gönnen? Ihr tatsächlicher Einfluß auf uns Männer nimmt dadurch weder zu noch ab; das kann ich aus eigner Erfahrung bezeugen, seitdem meine ebenso anerkennenswerte wie verehrungswürdige Gattin unter die öffentlichen Vorkämpferinnen für das Frauenstimmrecht gegangen ist. Das geheime Naturgesetz sorgt schon dafür, daß Mann und Weib im wirklichen Leben niemals die gleiche Macht haben werden, auch wenn sie durch Staatsgesetze verfügt wird; die menschliche Gattung besteht aus einzelnen Menschen, und die konkrete Machtstellung im Einzelfall ist Gottseidank sehr unabhängig von der abstrakten Rechtslage der Gesamtheit. Im übrigen habe ich meine Stellung zu dieser ewigen Streitfrage hinlänglich durch den Spruch bezeichnet:

Ihr eifert gegen Frauenrechte?
ihr feigsten aller Weiberknechte!
Komm nur, du neue Eva du:
der alte Adam weiß, wozu.

19. November 1913 Der Sozialist, Berlin

Kiew

Muß man es wirklich noch sagen, daß der Greuel von Kiew, schon als bloße Möglichkeit, das Christentum vor die Säue wirft? daß ein Gerichtshof, der tatsächlich die menschliche Bestialität begönnert, sich aller sieben Todsünden schuldig macht! Und das geschieht in einem Staat, dessen Herrscher der allerchristlichste heißt und oberster Gerichtsherr ist! — Warum schweigen die Amtsbrüder dieses Herrschers, die sonst so vernehmlich zu rufen wissen: „Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter!" Warum erheben die Völker nicht ihre Gottesstimme, wenn die Herrscher Unmenschliches geschehen lassen! Will unsre Zeit bei der Nachwelt den Ruhm erwerben, daß wir unübertreffliche Kammerdiener der Feigheit sowohl wie der Rohheit waren? Sind wir so weit gediehen mit unsrer Allesversteherei, daß wir nun auch denen bereits verzeihen, die unser Gewissen mit Füßen treten? Ist das der Gipfel unsrer Naturwissenschaft, unsrer Kulturrassigkeit und Herrenmoral, zur Barbarei zurückzukriechen? — Heran, wer noch aufrechten Geistes ist! In welchem Lager er immer stehe, ob Antisemit oder Philosemit, ob Individualist oder Sozialist, Staatsbürger oder Weltbürger: wer noch für menschliche Würde kämpft, wer noch hochherzig denkt gegen Feind wie Freund, wer noch Zorn im stillen fühlt über schamlose Niedertracht — es ist endlich Zeit laut aufzuschreien: W i r d u l d e n d i e s e G e m e i n h e i t n i c h t l ä n g e r!

20. März 1914 Bayerische Zeitschrift für das Realschulwesen

Realistisches Bildungswesen

Das realistische Schulwesen ist, auf die gesamte Volksbildung hin betrachtet, natürlich ebenso nötig und wichtig wie das humanistische. Auf den Einzelfall hin betrachtet, hängt der Bildungserfolg nicht davon ab, welches Schulsystem man als solches für besser oder vornehmer hält, sondern welches vornehmlich und am besten zu den Anlagen des Schülers paßt. Soweit die Hochschulen zur Ausbildung mehr ideeller als praktischer Anlagen dienen, hat die humanistische Vorbildung selbstverständlich höheren Wert als die realistische; umgekehrt aber ist diese mehr wert für alle praktischen Hochschulfächer. Und da Volksbildung nur das Streben bedeutet, die verschiedenen menschlichen Fähigkeiten gleichmäßig zur höchsten Entfaltung zu bringen, so ist Gleichachtung beider Bildungsarten und deshalb auch Gleichberechtigung grundsätzliches Erfordernis. Die tatsächliche Ungleichheit der Bewertung, je nach dem persönlichen Bildungsstand, wird dadurch Gottseidank nicht aus der Welt geschafft; der Kampf um das Gleichgewicht von Idee und Praxis bestimmt ja den Verlauf der Kultur. Verbesserungsbedürftig ist nicht so sehr irgend ein einzelnes Schulsystem als vielmehr unser ganzes Schulungsprinzip; es versteift sich dogmatisch auf den Schüler o h n e entschiedene Fähigkeit, auf die sogenannte Durchschnittsanlage, die zu nichts besonders begabt, aber zu allem gelehrig sein soll und die es in Wirklichkeit kaum je gibt. Die Folge ist, daß den Schulkindern, wenn sie nicht hervorragend eigensinnig sind, durch die

Normalschablone des Unterrichts, in die sie viel zu lange gepreßt bleiben, alle Spezialqualitäten weggedrillt werden. Aufhelfen könnte zunächst wohl die Einheitsschule, wenn sie längstens bis zum elften Jahr sich erstreckte, nur die elementarsten Lehrfächer enthielte und sämtliche Volksschichten umfaßte; dann aber ein vielgegliedertes und mannichfach abgestuftes System ideeller wie praktischer Fortbildungsschulen, das jeden Schüler jedes Standes nach Art und Umfang seiner Interessen für einen bestimmten Berufskreis erzöge, bis zu den verschiedenen Hochschulen hin. An diesen hat sich die Sonderung der Bildungsgebiete ja fast schon vollzogen, und auch im übrigen Schulwesen sind Ansätze dazu schon vorhanden; es tut nur durchgreifende Ausgestaltung bis auf die unterste Stufe not. Die Überbürdungsbeschwerden und Zurücksetzungsklagen, die heute unsern Schulbetrieb den Lehrern wie den Schülern verekeln, würden dann sicherlich bald verstummen. Und das oberflächliche Lobgeschwätz auf die sogenannte allgemeine Bildung, die immer direktionsloser auf allgemeine Verbildung hinausläuft, werden solche strikten Spezialinstitute hoffentlich auch einmal mundtot machen. Das wahrhafte Bildungsbedürfnis aber, das sich von fester Grundlage aus einen allgemeinen Überblick schaffen will, das grade läßt sich nicht andrillen, durch kein Normal- noch Spezialsystem; es eignet nur hochbegabten Persönlichkeiten, die unablässig aus freiem Antrieb ihre Interessensphäre erweitern.

Juni 1914 La Grande Revue

Über Frankreich

Natürlich stelle ich nach wie vor den weißen Schild der Humanität über die bunten der Nationen; aber ich kann nicht immerfort die alte Lehre vom Weltfrieden mit neuen Phrasen auflackieren. Seit zwanzig Jahren bemüht sich nun die intellektuelle Elite von Deutschland wie Frankreich um die gegenseitige Verständigung, und immer wieder belfern die bornierten Instinkte des Pöbels und der Fanfaronneurs dazwischen. Trotzdem wird David über Goliath triumphiren; schließlich siegt doch immer der Geist über die Faust und das große Maul. Es ist nicht wahr, daß die Völker diesseits und jenseits des Rheins zur „Erbfeindschaft" prädestiniert seien. Schon einmal haben Franzosen und Deutsche in jahrhundertelanger Eintracht die europäische Kultur beherrscht; das war, als wir zusammen die Sagen vom Helden Roland dichteten und die gothischen Kathedralen bauten. Es wird wieder sein, es wird wieder sein; schon bauen wir Flugschiffe nach gleichem System und dichten Psalmen der Arbeit im gleichen Rhythmus.

August 1915 Svenska Dagbladet

Gemeinsame geistige Arbeit

Es liegt keinerlei Grund zu der Befürchtung vor, daß der internationale Zusammenhang der Künste und der Wissenschaften, den der große Krieg zur Zeit gelockert

hat, auf die Dauer zerrissen werden könnte. Erstens kein kultureller Grund; denn dieser Zusammenhang beruht nicht auf zeitweiligen Neigungen der Nationen oder gar einzelner Persönlichkeiten, er ist ein ewiges Bedürfnis der Menschheit, ist gleichbedeutend mit der Entwicklungsgeschichte des Geistes, nicht blos des europäischen, sondern des Menschengeistes überhaupt. Zweitens auch kein natürlicher Grund; denn die nationalen Leidenschaften schließen die humanen Gefühle nicht aus, schränken sie höchstens etwas ein, bringen aber zugleich die Spannung ins Leben der Völker, die sie zur stärksten Entfaltung aller seelischen Kräfte antreibt. Kriege sind Gewitter am Himmel der Menschheit; je heftiger sie ihn durchtoben, um so friedlicher blaut er nachher. Schon während des Krieges kann man beobachten, daß die Stimmungen der Wut und des Hasses überspannte Seelenzustände sind, deren Wirksamkeit sich rasch erschöpft; grade der militärische Fachmann ist am wenigsten von ihnen beherrscht, rechnet vor allem mit der Mannszucht. Ich hatte im Felde öfters Gelegenheit, mit höheren Offizieren zu sprechen; keinen traf ich, der nicht mit ruhiger Achtung die feindlichen Tugenden anerkannte. Ich stehe zur Zeit auf französischem Boden, aber ich sehe keinen Unterschied zwischen einer thüringischen und einer pikardischen Musterfabrik. Wenn wir Sonntags in den Kathedralen von Laon oder Noyon unsre Kirchenkonzerte aufführen, kann kein Franzose diese herrlichen Bauwerke mit reinerer Andacht und Ehrfurcht betrachten als der gebildete deutsche Soldat; und unser Entzücken an einem schönen alten Château wird nicht

verringert durch die Wahrnehmung, daß in der Umgegend zufällig auch ein paar protzige Parvenu-Villen stehn. Was man Hurrapatriotismus oder Chauvinismus nennt, ist eine nervöse Epidemie, die zwar in allen Nationen auftritt, aber nur im geistig belanglosen Mittelstand vorherrscht; leider befällt sie zuweilen auch einzelne Wortführer der geistig schaffenden Oberschicht, aber diese brüllenden Löwen, die mit den Wölfen zu heulen verstehn, sind nicht die bleibenden Ratgeber der Menschheit, nicht einmal ihres eigenen Volkes. Was ein Volk an edelsten Werten schafft, will es stets auch von anderen Völkern geschätzt sehn; solche Werte sind ja nur meßbar nach dem Grad ihrer Wichtigkeit für die allgemein menschliche Gesittung. Wozu führt denn eine Kulturnation Krieg? Doch nur, um sich die Wege zu sichern, auf denen sie ihre Kultur möglichst unbehindert über den Erdball ausbreiten und fremde Kulturgüter eintauschen kann; schließlich läuft jegliche Politik auf ein kosmopolitisches Ziel hinaus. Deutschland wenigstens hegt diesen friedlichen Wunsch, ohne jeden Vorbehalt! Wir sind noch immer das Volk der Dichter und Denker, sogar der Träumer und der Grübler; was uns freilich durchaus nicht hindert, auch gute Rechner und Händler zu sein und nötigenfalls auch gute Krieger. Wir glauben eben in der Tat noch daran, daß wir für die Menschheit kämpfen, um des göttlichen Friedens willen, der immer wieder kommt nach dem Kampf und einst auf ewig kommen soll. Über der Walstatt schwebt immer Walhall, über Golgatha das Paradies.

Dezember 1918 Vorwärts

Volksstaat und Kunst

Was die Kunst von unserm neuen Volkstaat erwartet? Nichts andres, als was sie seit je vom Staat verlangte: freie Bahn! Dazu genügt es aber nicht, daß man die Widerstände, die der alte Staat dem freien Geist entgegensetzte, durch neue Verordnungen beseitigt; es muß von der untersten Schulklasse an die empfängliche Gesinnung gepflegt werden. In der Volksmasse selbst ist sie stets vorhanden; nur die Vermittlung zwischen Kunst und Volk muß durchaus neue Wege einschlagen, im ganzen öffentlichen Unterricht, wozu besonders auch das Zeitungswesen gehört.

Das wird vorläufig recht schwierig sein, denn wir sind ja allesamt noch behaftet mit den Untugenden, die der irrsinnige Konkurrenzkampf der kapitalistischen Gesellschaftsordnung erzeugte. Auch wer sich theoretisch davon losgemacht hat, steht doch durch die praktische Lebensgewohnheit immer noch unter den Nachwirkungen. Was war denn das schlimme Kennzeichen unsers „gebildeten Mittelstandes", der die Vermittlung der geistigen Werte besorgen sollte? Statt den Kraftstrom der schaffenden Oberschicht an die Unterschicht weiterzuleiten, ließ er ihn teils in fauler Genußsucht, teils in schnöder Spottsucht versickern, wie die brüchig gewordene Kautschukhülle einer elektrischen Anlage. Woran selbst der beste Wille scheiterte, auch noch während des unglückseligen Krieges, das war die Jahrzehntelang gemästete Herzverstockung des alles bekrittelnden Bildungsphilisters.

Und diese Philisterei saß in allen Lagern, auf der linken wie auf der rechten Seite. Es kann ja jeder natürlich nur aus seiner eigenen Erfahrung urteilen; und ich muß sagen, bei unsrer Art Kunstkritik gehörte viel Geduld dazu, den Glauben an die Menschheit nicht zu verlieren. Ich habe ja doch seit meiner Jugend für freies Menschentum gekämpft; mein ganzes Dichten, nicht blos das soziale, auch das erotische und religiöse, war ein fortwährender Protest gegen jegliche Gewaltherrschaft zwischen Menschen, und wenn ich auf meinen Vortragsreisen unmittelbar zur Volksmasse sprach, fand ich auch stets Verständnis dafür. Aber der Widerhall in der Presse war eine greulige Katzenmusik der gesamten Beckmesserzunft; die sozialistischen Rezensenten behandelten mich genau so schlecht wie die Stabstrompeter der Bourgeoisie. Erst etwa seit meinem 45. Lebensjahr wurde das ein bißchen anders; da ließ man mich vorsichtig als den „umstrittensten der jüngstdeutschen Dichter" hochleben, nachdem man glücklich gemerkt hatte, daß ich nicht tot zu kriegen sei. Trotzdem ist meine sozialpolitische Komödie „Michel Michael" in Berlin bis heut noch nicht aufgeführt, und es gab doch mehrere freie Volksbühnen.

Darin muß endlich Wandel eintreten. Für uns ältere Künstler wird das ja nicht mehr viel fruchten; aber die junge Mannschaft muß offene Herzen finden, damit die Kunst wieder einfach volksgläubig wird, damit die seelenvergiftende Ironie aus unserm geistigen Leben verschwindet, die raffinierte Absonderlichkeit der Bildungszwecke und Wirkungsmittel. Man wende nicht ein, das werde die

Künstler verhätscheln und die Kunst erst recht dem Verfall zutreiben. Wer sich durch Beifall verderben läßt, der kann garnicht früh genug abwirtschaften; umso rascher erkennt man die echten Schöpfer. Kurz: mehr guter Wille tut not zwischen den geistigen Rädelsführern, den schaffenden wie vermittelnden. Und diesen guten Willen allen Genossen unsers Volksstaates anzuerziehen, das ist die hauptsächlichste Aufgabe jedes neuen Kultusministers.

Mai 1919 Korrespondenz Krafft, Berlin

Aus erbärmlicher Todesfurcht und Hungerangst haben wir uns der Gnade rachsüchtiger und habgieriger Feinde unterworfen. Unser Vertrauen auf die menschliche Großmut, mit dem wir unsern Kleinmut bemäntelten, ist natürlich enttäuscht worden. Wenn wir nicht noch den letzten Rest unsrer Menschenwürde einbüßen wollen, bleibt uns nur das Eine übrig: mit Gottvertrauen das Kreuz zu tragen, bis wir das Selbstvertrauen errungen haben, das stärker ist als alle Not. Dann wird uns auch die Erlösung aufgehen: der einmütige Mut, das Kreuz zu zerbrechen.

OFFENE BRIEFE

Pankow, den 23. Juni 1897

An das Königliche Amtsgericht II Berlin

Im Anschluß an meine gestrige Vernehmung über mein Buch „Weib und Welt“ erlaube ich mir folgende Erklärung abzugeben.

Zunächst muß ich schon im Hinblick auf den ganzen Inhalt des Buches bestreiten, daß es auf ein unbefangenes Gemüt einen unsittlichen, sei es gotteslästerlichen, sei es unzüchtigen, Eindruck machen kann. Es wird ja in dem Buche dargestellt, wie ein Mensch, der sich in Widerspruch zu seinen heiligsten Gewissensregungen einer sinnlichen Leidenschaft hingibt, in die schmerzlichsten Gefühlsverwirrungen und schließlich gar in einen ihn entwürdigenden Tod getrieben wird. Es kann freilich nicht Aufgabe des Künstlers sein, die verführerischen Reize, die naturgemäß in jeder Leidenschaft liegen, zu bemänteln oder zu verhehlen; aber ich meine, daß Jeder, der dem menschlichen Geist die Augen über seine tierischen Triebe öffnen hilft, der wahren Sittlichkeit besser dient, als mancher sittenpredigende Denunziant.

Was sodann die drei im Einzelnen beschuldigten Gedichte betrifft, so glaube ich auch hier mich einfach auf den Inhalt berufen zu können, um jeden Vorwurf der Unsittlichkeit hinfällig zu machen.

Erstens „Jesus bettelt“. In diesem Gedichte ist der Augenblick dargestellt, wo Jesus über die Maria Magdalena Macht gewinnt und sie ihrem sinnlichen Gewerbe als öffentliches Freudenmädchen entfremdet. Er läßt sich ihren goldnen Kamm schenken, damit sie jeden Tag beim Ordnen ihres Haares an Ihn denke, und ihren seidnen Schwamm, damit auch Er sich unablässig erinnre, wem sie sich im Bade rüstet, und vorwurfsvoll betont er: o Maria! — Und nun beschwört er sie bei ihrer Seele: alle ihre Sinnenfreuden, ihre ganze Habe soll sie Ihm, dem Bettler um ihr Innres, opfern! Alles will er auf sich nehmen, ihre schwerste Last sogar, ihr unbefriedigtes Herz! Ich meine, daß sich dies nicht blos mit der Erzählung von der „großen Sünderin“ im Neuen Testamente deckt, sondern sogar mit der Legende, die später von den kirchlichen Dogmatikern um die Maria aus Magdala gewoben worden ist.

Zweitens „Mit heiligem Geist“. Wie schon der Titel andeutet, gipfelt der Inhalt dieses Gedichtes in dem Bedingungssatz: „wenn Das mit heiligem Geist geschehn“. Jesus heiligt also nicht den Ehebruch schlechthin, sondern einzig unter der Bedingung, daß er aus einem heiligen Gefühl heraus, aus dem Glauben an die Würde der Mutterschaft, aus einer durch die Sehnsucht nach der reinsten Liebe vergeistigten Leidenschaft begangen wird; und als Beispiel solchen Ehebruches führt er die geheiligte Empfängnis seiner eignen Mutter an. Ich glaube, jeder Mensch von unverdorbenem Gefühl — und Jesu ganze Sittenlehre läuft doch auf Wiederherstellung der

Gotteskindschaft, d. h. der unverdorbenen Natur hinaus — wird dies Gedicht als reinen Ausdruck eines tief berechtigten Glückseligkeitsbedürfnisses empfinden. Außerdem steht wiederum sein Inhalt in vollem Einklang mit der biblischen Überlieferung, sowohl mit dem Erlebnis zwischen Josef und Maria, wie es der Evangelist Matthäus (Kap. 1, Vers 18 u. 19) naiv berichtet, als auch mit den Worten Jesu zu der Ehebrecherin: „Weib, Dein Glaube hat dir geholfen, gehe hin mit Frieden“ — und zu ihren pharisäischen Anklägern: „Wer wirft den ersten Stein auf sie?“ —

Drittens „Venus consolatrix“. Dies Gedicht stellt sinnbildlich die Trostgefühle dar, durch die das Weib dem Mann mit Leib und Seele als willige Wollustbringerin, Genossin wie Fortpflanzerin, den Schmerz des Lebens wie das Grauen des Todes überwinden hilft. Um diese beiden wesentlichsten Lust- und Liebeskräfte des weiblichen Geschlechtes, die mütterliche und die bräutliche Hingebungsfähigkeit, in ihrer sinnlich reinsten und selbstlosesten Verschwisterung zu zeigen, habe ich die beiden hierfür typischen Frauengestalten der christlichen Überlieferung — die Maria aus Nazareth und die Maria aus Magdala — zu Einer Gestalt verschmolzen. Wenn ich dabei den nackten Mutterkörper, um eben dem gemeinen Wollustreiz der bloßen Leibesschönheit vorzubeugen, in seiner wahren, durch die Wehen der Geburt gestempelten Erscheinung darstellen mußte, so kann wohl nur ein Auge daran Anstoß nehmen, das keine Ehrfurcht hat vor der lebendigen Natur! Für mich gibt es nichts Reineres als die von einer Mutter

für ihr Kind erlittenen Schmerzen, und nichts Verehrungswerteres als die sichtbaren Zeichen dieser Schmerzen.

Schließlich erlaube ich mir noch die naheliegende Bemerkung, daß durch Herausreißung gewisser Stellen aus ihrem geistigen Zusammenhang die Schriften aller Dichter, vom Altertum bis in die Neuzeit, ja selbst die Biblischen Schriften, benutzt werden könnten, um höchst unsittliche Machwerke daraus zusammenzustellen. Das dürfte aber keinen Schatten auf den ehrwürdigen Charakter dieser Schriften werfen, sondern nur auf die Gesinnung dessen, der sie aus Bosheit oder Unverstand in schlechten Ruf bringen möchte.

August 1902 Die Kultur

Offener Brief an den Herausgeber der „Kultur"

Sehr geehrter Herr Doktor!

Ich habe Ihren Vortrag über mich gelesen und folge gern der ungewöhnlichen Einladung, Ihnen öffentlich meine Meinung zu sagen. Es freut mich, daß es noch Kritiker gibt, die einen Dichter für nicht ganz unberufen halten, ein bißchen über sich mitzureden.

Zunächst mein dankbares Kompliment. In so gedrängter Fassung konnte nicht gründlicher über den Geist meiner Dichtungen gesprochen werden; vor allem haben Sie wirklich faßbar gesprochen, ohne den abgrundtiefen Schwulst, mit dem mich meine lieben Verehrer den andern Menschen gern auslegen und der dann von den gütigen Deutschen schleunigst in mich hineingelegt wird. Im ganzen

also bin ich Ihnen für Ihren Essay durchaus verbunden, besonders auch für das unverbindliche Resumé am Schluß; ich darf daher die Einzelheiten, denen ich widersprechen muß, wohl um so rückhaltloser beleuchten.

Gleich am Anfang: „Brahms und Wagner“. Besonders bei diesen Beiden wurde ich mißtrauisch gegen das angeblich historische Phänomen komplementärer Künstlerpaare in Deutschland. Brahms und Wagner ergänzen einander nicht, sie schließen sich nur aus. Brahms hat viel zu wenig inbrünstige Glut, als daß er mit Wagner überhaupt vergleichbar wäre. Allenfalls könnte man Brahms und Bruckner in Parallele stellen, oder vielleicht noch treffender Brahms und Liszt; Liszt aber war bekanntlich kein Deutscher, und auch zu Wagner müßte man das eigentliche Komplement im Ausland suchen, nämlich den Feuergeist Berlioz. Wie man auch Goethe eher durch Byron als durch Schiller ergänzt sehen könnte; und den dünngeistigen, aber feinsinnigen und vielfühligen Hauptmann angemessener durch Maeterlink oder Hofmannsthal als durch den Dickpinsler Sudermann. Es scheint mir aber überhaupt nicht viel Farbe in diesen Komplementärbildern zu stecken; sondern sie illustrieren nur die alte Unart der Deutschen, unsre nicht klein zu kriegenden großen Landsleute gegeneinander auszuspielen, damit wir bei keinem recht Farbe zu bekennen brauchen. Auf alle Fälle enden solche Parallelen immer mit einseitiger Betonung einzelner Wesenszüge zu Gunsten wie Ungunsten der beiden Konkurrenten, während es doch auf umfassendes Begreifen ihrer organisch geschlossenen Eigenart ankommt.

Im nächsten Absatz trifft „Huldigungsgedicht an Robert Koch“ nicht zu. Ich habe keinen Augenblick „an das Allheilmittel gegen die Tuberkulose geglaubt“; ich habe das gottseidank nicht nötig. Mein Gedicht stellt ja gradezu dar, wie eine Schwindsüchtige trotz des „Allheilmittels“ stirbt. Die Heilandsvision soll doch lediglich den krankhaft überreizten Glauben dieser leidenden Frau vorführen; Lungenkranke erwarten ja meist noch beim letzten Atemzug ihre Rettung. Wahrscheinlich hat die Widmung „dem Forscher, dem Menschen“ Sie irregeführt; aber grade mit dieser Widmung wollte ich nur noch deutlicher sagen, daß irren menschlich ist, freilich auch, daß ein gutgläubiger Irrtum stets menschenwürdig ist und unter Umständen — wie die Ballade zeigt — sogar menschenfreundlich. In der zweiten Auflage „Erlösungen“ habe ich das Gedicht nicht etwa weggelassen, weil dieser Irrtum resp. Glaube nachträglich selbst den Bakteriologen zu verrannt vorkam, sondern einzig weil meine Verse mir nicht mehr genügten.

Weiter muß ich Einspruch erheben gegen den „Mystiker“, insofern damit der überwiegende oder gar vollständige Gehalt meines Wesens bezeichnet sein soll. Ich bin mindestens in gleichem Grade Rationalist, oder um nicht bloß theosophisch, sondern auch philosophisch zu reden: ebenso sehr Realist wie Idealist — oder psychologisch: Sensualist wie Spiritualist — oder physiologisch: Empirist wie Metaphysiker — oder ästhetisch: Naturalist wie Symboliker — diese Gegensätze besagen im Grunde ja jeder dasselbe. Es sind mir aber keine Gegensätze, die

einander ausschließen, sondern — hier paßt die Analogie der Komplementärfarben: einer ergänzt den andern zu vollem Licht. Für den Denker und Forscher mag es wohl nötig sein, sich ausschließlich auf einen der beiden Gesichtspunkte zu beschränken oder wechselnd bald diesen bald jenen anzunehmen; grade aber der Künstler ist im stande, beide in jedem Augenblick zu vereinen. Er kann ein sinnliches Bild zugleich als übersinnliches Sinnbild wirken lassen, genau so, wie das Leben selber in uns wirkt. Besonders der Dichter ist dazu im stande; denn jene Gegensätze lassen sich letzterdings auf Unterschiede des Raumsinns (Auge, Gefühl, Verstand) und des Zeitsinns (Ohr, Gemüt, Vernunft) zurückführen, und es ist unschwer nachzuweisen, daß nur aus der vollkommenen Paarung beider Sinnlichkeiten das scheinbar übersinnliche Weltbild entspringt, und daß die Sprache das umfassendste Ausdrucksmittel für diesen geistigen Ehebund ist. Daß die wenigsten Künstler die Fähigkeit haben, im Sinnbild noch die volle Sinnlichkeit des Lebens zu wahren, und deshalb überwiegend auf bloße Bildlichkeit hinarbeiten, die dann wohl gar noch als die sogenannte reine Anschauung ausgegeben wird, ist nur ein Zeichen ihrer Unzulänglichkeit fürs Vollkommene. Mich aber treibt jene Fähigkeit; ich gehe unwillkürlich — (nicht etwa „unbewußt" — dies mystagogische Strohdrescherwort sollte bei Kunstbetrachtungen überhaupt verpönt sein, denn Kunst ist gradezu Bewußtwerdung des Lebens, des bisher unbewußten Lebens, und je nach ihrer Schaffenskraft sind die Künstler die allerbewußtesten Menschen, eben die unwillkürlichst

bewußten — nur Dilettanten „arbeiten unbewußt“, mit unbewußten Reminiszenzen nämlich — für Leute von Geist galt's immer als höchster Menschenadel, so bewußt wie irgend möglich zu sein, grade wegen der „Erleuchtung von Oben“) —, also ich gehe unwillkürlich und stets von solchen komplementären Urbildern aus, und bin naiv genug zu glauben, daß eigentlich jeder dies für das einzig Wahre ansehen müßte. Man wird mir (die bloßen Sentenzen in Versform ausgenommen, die nichts als Gedanken in wirksamster Formel vorstellen sollen) kein noch so kompliziertes Gedicht nachweisen können, das überwiegend vom Mystiker, Metaphysiker etc. diktiert wäre; und ich bin fest überzeugt, Sie sind zu dieser einseitigen Auffassung nur durch die übliche Parallele mit Liliencron gekommen, den ich durchaus komplementieren soll. Aber grade Liliencron liest mich garnicht aufs Mystische hin; ihm ist diese Kehrseite meiner Dichtungen teils gleichgiltig teils unfaßbar, und trotzdem gibt es kein einziges Gedicht von mir, das er als unverständlich empfände! Ihm sind sogar einige Gedichte, die als die unverständlichsten verschrieen sind (z. B. Venus Mea, Büßende Liebe, Eines Tages, Venus Regina) ganz besondere Lieblinge wegen ihrer klaren Handgreiflichkeit; er liest sie eben einfach auf den sinnlichen Zusammenhang hin und kümmert sich den Teufel um ihre geistige Bedeutung. Ist es meine Schuld, daß es Leser gibt, die weder sinnlich noch geistig einen Zusammenhang voll erfassen können? Und dürfen Sie, der Sie vor allem den Geist in mir schätzen und begreifen, mich deshalb schlechtweg „zum Mystiker

stempeln“ und „in die Nähe der älteren Romantiker rücken“? Wenn Sie mich immer noch komplementieren wollen, kann man mich allenfalls in die Mitte zwischen einen reinen Empiriker wie Liliencron und einen reinen Metaphysiker wie Mombert stellen; ich würde diese goldene Mittelstellung sogar als Kompliment auffassen. Aber dann könnte ich Ihnen noch mehrere andere Dichterpaare nennen, in deren Mitte ich keine üble Rolle spielen würde; kurz, man kommt nicht weit mit solchen Techtelmechteln. Mit den Romantikern habe ich nun vollends nichts gemein als ihren Widerwillen gegen das Gemeine, will sagen Gewöhnliche, im geistigen Sinne; weder die älteren, noch die jüngeren, noch erst recht die allerjüngsten sind mir irgendwie wahlverwandt, sobald sich's um den Gestaltungstrieb handelt, nicht um den vagen „Willen zur Macht“. Das dürfen Sie mir schon aufs bloße Wort hin glauben; denn selbst „Novalis und Friedrich Schlegel“, bei allem Respekt vor ihrer rednerischen Sprachgewalt, sind mir im Grunde unausstehlich mit ihrer ewigen Schwarmgeisterei. Nietzsche war ihr geistiger Erbe und hat sie überboten, nicht ich. Mir kommt es immerfort aufs Zugreifen an, nicht wie ihnen aufs Übergreifen; man wird schon allmählich dahinterkommen.

Und somit: es ist einfach unrichtig, daß „kein anderer Denker und nur wenige Dichter mich so stark beeinflußt haben wie Nietzsche“. Die Ehrfurcht vor diesem aufrichtigsten aller Selbstbekenner erfordert ein volles Bekenntnis, auch gegen ihn; Verhimmelung macht nur Backfischen Ehre. Nietzsche hat mich einmal (kurz vor

der Drucklegung meines Jugendbuches „Erlösungen“) acht Tage lang völlig berauscht, ich war besinnungslos hingerissen in die großartige Kampflust der Zarathustra-Rhythmen; dann aber trat eine ebenso völlige Ernüchterung ein, die Kampflust hatte sich in lauter Lufthieben erschöpft. Ich sah mich vergebens nach seinen „neuen Tafeln“ um; ich fand nur alte Gemeinplätze in neuen Übertreibungen, fast unwert eines so ungemein heftigen Kampfes. In dieser Ernüchterung, die einer Erschütterung glich, als wenn man im Traum aus dem Bett auf den Fußboden fällt, schrieb ich den „Nachruf“ an ihn, in seiner biblisch-romantischen Sprache, und nahm ihn noch mit in mein Jugendbuch auf. Das einzige positive Täflein, das der „Jünger“ vom „Meister“ empfangen hatte, trug auf der Rückseite eine Negation: folge mir nicht nach, geh deinen eigenen Weg! Und ich „folgte ihm und — verließ ihn“; keinen anderen Denker oder Dichter habe so für immer verlassen. Schon der Wille zur Macht „über den Einen, den Gott Ich“ war ein heroisches Opfergebot, das ich ihm untergelegt hatte; er selber hat sich in allen seinen „Überwindungen“ nie unumwunden gestehen mögen, daß dies der eigentliche Inhalt seines Tichtens und Trachtens war. Für alle heldischen Naturen ist aber diese Opferwilligkeit das einfach Selbstverständliche, Notwendige, rein aus dämonischem Instinkt heraus (vergl. den Gesang der Mütter in meiner „Lebensmesse“ — nur deshalb opfern sie auch Andre so skrupellos; verwandte Naturen werden daher in Nietzsche stets einen Bestätiger ihrer uneigennützigsten Triebe erblicken, einen getreuen

Ekkehart des schöpferischen Selbstgefühls, nicht mehr und nicht weniger. Er wird sie im Bewußtsein ihrer selbstsichersten Schaffenskräfte bestärken, dieser gefährliche Fallgrubengräber für alle Schwächlinge; und insofern sich ein Künstler heroischer Instinkte erfreut, wird er in Nietzsche einen Ansporn finden, sie mit bestem Wissen und Gewissen in seiner Kunst zu betätigen, zumal er da auch normaleren, ebenso lebenswerten Instinkten ihr Recht lassen kann. Das also, diese Selbstbekräftigung, habe ich mir aus Nietzsche geholt; was mir sonst noch von ihm zugeflossen sein soll, ist mir — trotzdem ich mich sehr gern „beeinflussen" lasse, denn ich habe eine gute Verdauung, im Hirn wie im Magen — unentdeckbar. Seine Psychologie ist von wesentlich anderer Art als die meine; er ist ein zweifelnder Zergliederer gewohnter Seelenregungen, ich bin ein gläubiger Zusammengliederer ungewohnter, und überhaupt ist Seelenkenntnis nicht lehrbar, man hat sie oder man kriegt sie nie. Seine kritische Methode der Dekadenzspürerei kommt mir direkt kritikwidrig vor; sie ist nichts weiter als rückständiger Pessimismus und genau so borniert wie der methodische Optimismus. Seine ethischen Maximen (die Herrenmoral und die Züchtung des Übermenschen) vertragen sich nicht mit seinem eigenen ästhetischen Postulat der „Lebensbejahung" und sind schon deshalb für den Künstler unbrauchbar; Kunst ist Lebensbejahung von vornherein, man braucht sie dem Künstler nicht erst beizubringen, er schafft ja lauter Lebensbilder, Abbilder wie Vorbilder, und auch die sogenannte Sklavenmoral des Durchschnittsmenschen gehört natürlich mit zum Leben,

und kein nur einigermaßen aufs Ganze gehender Künstler kann ihren Daseinswert leugnen wollen. Sich „jenseits von Gut und Böse“ zu stellen, ist für den umfassenden Künstler ein Unding; er muß in jedem Augenblick genau so weit diesseits wie jenseits stehen — diesseits als rationaler, jenseits als transscendentaler Bildschöpfer — und weiß drum die Grenzen der Menschheit zu würdigen. Die Züchtung des Übermenschen ist metaphysisch ein Aberwitz: sie geht längst vor sich in jedem Genie von Gottes unerziehlichen Gnaden, z. B. auch in Nietzsche selbst, soweit er frei von künstlichen Dogmen war. Sie ist zugleich ein physiologischer Nonsens: man kann keine neue Abart züchten, wenn man nicht ihren normalen Typus fixieren kann. Der Züchter steht immer schon über dem, was gezüchtet werden soll. Ein Mensch kann eine neue Hundeart züchten, die er meinthalben „Überhund“ taufen mag; aber es müßte schon wirklich ein Gott kommen, um festzustellen, wie der wahre Übermensch beschaffen sein und nach welchen „reinen Merkmalen“ seine Fortpflanzung reguliert werden müsse. Diesen Gott aber hat Nietzsche bekanntlich „abgeschafft“, wie er auch jenes Christentum „überwunden“ hat, dessen Aufopferungslehre die „dekadente“ Menschenherde noch am ehesten bestimmen könnte, sich zu Zuchtschafen für den großen Überbock herzugeben; ich brauche mich über diese Tragikomödie der Widersprüche wohl nicht weiter zu verbreiten. Desgleichen nicht über die mit großem Gekrach erst zugeschlagenen Torflügel zu den „Hinterwelten“ und das dann schleunigst aufgemachte Hintertürchen der „ewigen Wiederkehr“. Nur

will ich noch bemerken, daß Sie mir einen „Glauben an die Zukunft der Menschheit" wohl sicher nicht in die Schuhe geschoben hätten, wenn ich nicht eben als Nachfolger Nietzsches hätte auftreten sollen. Von einem solchen Glauben ist bei mir nirgends die Rede. An die Zukunft glauben: ja! An die Menschheit glauben: ja! Beides ist für den Menschen, der an sich selbst glaubt und seine Gegenwart lebenswillig von der Vergangenheit hinnimmt, nicht anders möglich. Aber an die „Zukunft der Menschheit" glauben: das heißt den Menschen Sand in die Augen streuen. Die Menschheit wird „am Ende" genau so zu Grunde gehen wie jeder einzelne Mensch; aber während die Zukunft des Einzelnen in der Menschheit als fortlebend begreifbar ist, geht ihre Zukunft schlechterdings über alle Begriffe hinaus, über Glauben wie Unglauben wie Aberglauben. Die einzige Brücke, auf der mein Edelmensch — (ich bitte nämlich mein poetisches „Ich" nicht mit mir selber zu verwechseln, sondern es immer auf den mir vorschwebenden Lebenshelden oder den hinter uns Allen schwebenden Dämon zu beziehen) — der tragischen Verzweiflung Don Juans und Faustens entgeht, wie auch der tragikomischen Selbsttäuschung Zarathustras: dieser einzige Ausweg ist kein humanes (ethisches) Gefühl, sondern ein kosmisches (religiöses): das Gefühl der unvergänglichen, räumlich wie zeitlich ins Unendliche fortwirkenden Mitwirkung jeder Lebensregung am großen Gleichgewicht der Welt, an dem einzigen „ewigen Leben", das wir in jedem Augenblick sinnlich wie geistig wahrnehmen können, mit einem Wort am „Weltglück", wie ich es in den

„Zwei Menschen“ genannt habe. Dies kann natürlich nicht durch Lehre oder Predigt, sondern nur durch künstlerische Darstellung überzeugend ausgedrückt werden, eben als Ausdruck leibhaftigen Erlebens in mannigfachsten Schicksalswandlungen; mit Nietzsches schemenhaftem Einsiedler und seinem übermenschlichen Sehnsuchtsphantom, das sich beständig in verzückten Predigten entlädt, hat also mein Modell einer wirklich menschenmöglichen Lebensführung nicht das geringste zu schaffen. Bleibt demnach nur noch sein technologischer, will sagen sprachbildender Einfluß übrig. Aber da habe ich anderen, zum Teil sogar unbedeutenderen Geistern ungleich mehr Anregungen zu verdanken als grade ihm; und wenn Sie meinen „Nachruf“, worin ich absichtlich seine Diktion adoptiert habe, mit allen übrigen Experimenten, aus denen mein eigener Stil sich entwickelte, vergleichen, dann werden Sie das ohne weiteres selbst zugeben. Ein Künstler, der sich nicht auf irgend eine „spezifische Energie“ versteift, sondern universale Tendenzen hat, nimmt eben seine technischen Ausdrucksmittel, woher er sie kriegen kann; da liegt der oft erörterte Berührungspunkt zwischen Genie und Dilettantismus. Nur Talente verrennen sich in „ihre“ Technik.

Ferner behaupten Sie von mir: „Für D. ist die Poesie das Mittel zur Selbsterziehung“ — und: „D. ist vor allem Psychologe, und das Objekt seiner Forschung ist er selbst.“ Umgekehrt wäre richtiger: Selbsterziehung, da das bei mir gleichbedeutend ist mit Selbstentwickelung, ist mir ein Mittel zur Poesie — denn wie gesagt: nur nach dem Umfang seiner menschlichen Vollkommenheit kann der

Künstler Vollkommenes schaffen. Und demgemäß ist auch mein psychologischer Instinkt nur eines meiner verschiedenen Mittel, mit denen der künstlerisch ordnende Geist die Phantasiegebilde erst wahrscheinend macht, vielleicht mein hauptsächlichstes Mittel, was ich aber nicht einmal zugeben kann; mein physiognomischer Instinkt ist mindestens ebenso stark beteiligt. Man hüte sich doch, scheinbare Selbstbekenntnisse eines Dichters (ich meine: in seinen Dichtungen) gleich immer für bare Münze zu nehmen! Jeder Dichter hat, je in seiner Art, die Fähigkeit nicht bloß des starken Selbst-Erlebens, sondern ebenso sehr des Miterlebens; und sehr oft legt er das, was er an Andern erlebt hat oder gar bloß erlebt haben könnte, sich selbst nur zu dem Zwecke unter, es abermals Andern ebenso lebhaft zu vermitteln. In den „Zwei Menschen" z. B., deren völlig epischen Aufbau — (vergl. Goethes Aufsatz über „epische und dramatische Dichtung" und seinen Briefwechsel mit Schiller über „Hermann und Dorothea") — Sie offenbar verkennen, sind grade die Stellen, auf die Ihr Wort von meiner „subjektiven Offenherzigkeit" und „heiligen Schamlosigkeit" wahrscheinlich abzielt, reine Phantasieprodukte, hervorgegangen aus den verschiedensten Kombinationen eines eignen Erlebnisses mit allerlei fremden (zum Teil mit bloßen Zeitungsnachrichten) und mit ganz freien Erfindungen — sind also in Wahrheit vorbildlich verklärte Einbildungen, die nichts mit einem „Objekt der Forschung" zu tun haben; und ebenso verhält es sich mit meinen meisten lyrischen „Selbstergründungen", der Lyriker kann halt

nicht anders als „per Ich“ reden. Dieser spezifische Lyriker bin ich aber garnicht in dem Maße, wie Sie mich hinzustellen bemüht sind; grade meine eigentümlichsten Gedichte sind stark mit epischen und dramatischen Elementen durchsetzt. Ich bin auch da lediglich Dichter, der aufs Ganze geht, der sich die Form vom Wesensgehalt diktieren läßt, der Form und Inhalt identisch nimmt. Bei allen Dichtern dieser Art, ob indischen oder griechischen oder romanischen oder germanischen — NB! hier ist durchaus nicht die Rede davon, wieweit ich ihnen ebenbürtig bin, das können gefälligst erst unsre Enkel entscheiden — aber bei allen Dichtern mit solcher Tendenz werden Sie die „spezifisch lyrische Energie“ als eigentlichsten Belebungsfaktor entdecken können, ohne daß sie deshalb spezifische Lyriker zu sein brauchen, bei Shakespeare und Goethe so gut wie bei Dante, bei Äschylos und Sophokles wie bei Firdusi und Kalidasa; die einzige Ausnahme bildet scheinbar Homer, weil wir da nicht mehr historisch verfolgen können, wie allein schon die Schöpfung der metrischen Rhythmik eine lyrische Tat höchsten Ranges war, vergleichbar der Strophe zum Nibelungenlied. Es heißt deshalb die Sache auf den Kopf stellen, wenn Sie sagen, daß „nur so“ (sc. durch „die“ rhythmische Bändigung „meiner“ Leidenschaften) der Titel meiner „Erlösungen“ eine „tiefere Bedeutung für meine ganze künstlerische Tätigkeit“ erhalte. Sondern im Gegenteil: meine ganze künstlerische Tätigkeit, da sie identisch ist mit meiner rhythmischen Bändigung allgemein menschlicher Leidenschaften, gibt jenem Titel

tiefere Bedeutung. Wie ich es als Sentenz zusammengefaßt habe (Erlösungen II. Aufl. Seite 179) in folgenden Distichen, die übrigens ebenso sehr auf den „Übermenschen" wie auf den „Heiland" gemünzt sind:

> Drum quält mancher sich ab mit einer Erlösung für Alle,
> Wo doch jedem das All tausend Erlösungen gönnt;
> Was den Menschen entzückt, entsetzt, empört, das erlöst ihn,
> Weil's ihn außer sich bringt, weil's ihn mit Leben erfüllt.

Hiernach wird Ihnen erklärlich sein, daß es mich einigermaßen verwundert und verdrossen hat, wie Sie mit ein paar Schlagworten, die seltsam zu Ihrer Behauptung meiner eminent psychologischen Begabung kontrastieren, mir die dramatische Befähigung absprechen. „Schwache Charakteristik" und „ans Groteske streifende Handlung" — womit wohl die scheinbare Willkür gewisser Exzesse gemeint sein soll, in meiner Tragikomödie (!) „Der Mitmensch". Ja zum Teufel: ist man durch Ibsen und Hauptmann denn schon so blind gegen die Reize rein drastischer Komposition geworden, daß einem Dichter garnicht mehr zugetraut wird, er wolle mal wieder anders wirken als mit Intimitäten aus Milieu und Pathologie! Halten Sie mich, den „psychologischen Lyriker" par excellence, wirklich für unfähig, ein paar Figuren mit allerlei interessanten Nüancen auszustaffieren und eine scheinbar unwillkürliche Handlung daraus zu modeln? Nein, verehrter Herr Doktor: das eben muß aufhören, wenn wir wieder ein Drama erhebender Art und deshalb „erhabenen Stils" kriegen wollen! Und die Fehler, die mein „Mitmensch" hat — ich sehe sie deutlicher als irgend ein Anderer) — laufen

schlechterdings alle darauf hinaus, daß ich den Helden und seine drei Widerparte noch viel zu intim in dies banale Salonmilieu eingepaßt habe, besser gesagt hinabgepaßt. Diese Fehler sind aber keineswegs derart, daß man dem Stück die Wirkungskraft absprechen könnte, geschweige die dichterische Bedeutung; es ist das einzige Bühnenwerk der sogenannten Großstadtdichtung, in dem ein neuer männlicher Typus mit Willen eine Handlung bewirkt, d. h. durch Eingriff in Schicksalsgesetze seinen Charakter offenbart — ein Typus, der sich immer deutlicher und häufiger in der modernen Gesellschaft exemplarisiert —, und es ist einfach ein Skandal, ein trauriges Zeichen für den Kulturgrad der deutschen Bühnenleiter, daß man dies Stück noch immer nicht öffentlich auf seine Wirkungskraft hin erprobt hat. Diese Kraft einem Bühnenwerk abzusprechen, solange es bloß als Buch vorliegt, ist bekanntlich ein Urteil ins Blaue hinein. Und Sie können sich drauf verlassen, Herr Doktor: in den Dramen, die ich künftig herausgeben werde — (ich erlaube mir nämlich, stark dran zu denken) — wird die Charakteristik noch „schwächer" d. h. sparsamer ausfallen und der Gang der Handlung noch mehr „ans Groteske streifen", und — man wird sie alle einst aufführen! Es sollte mich freuen, wenn Deutschlands Kritiker dafür sorgen wollten, daß ich es selbst noch erlebe; Sela! —

An der Stelle, wo Sie meine „Vorgänger" nennen, sind Verlaine und Strindberg zutreffend — es hätten auch noch verschiedene andre genannt werden können, z. B. unsre

Lenau und Hebbel — nicht aber Baudelaire und Przybyszewski. Dieser letzte schon deshalb nicht, weil er sich gleichzeitig mit mir entwickelt hat, zum Teil sogar an mir, wie ich mich an ihm; er ist der Prototyp für alle die Naturen, in denen sich jener heroische Instinkt der Selbstaufopferung, den ich bei Nietzsche beleuchtete, zur fanatischen Selbstzerstörungssucht ausgewachsen hat, und ist mir also höchstens wie ein Stiefbruder wesensverwandt. Baudelaire aber ist mir direkt antipathisch; ich kenne nur etwa zwanzig Gedichte von ihm und habe mich nie versucht gefühlt, weiter in ihn einzudringen. Es mag wohl sein, daß er zuweilen ähnliche Stoffe wie ich „behandelt" hat; ich kann das wie gesagt nicht entscheiden, und außerdem würde darauf nichts ankommen, denn was die Stoffwahl anbelangt, könnte man schließlich sämtliche Dichter, womöglich auch noch sämtliche Denker und einige Dutzend Forscher seit Goethe, als meine „Vorgänger" bezeichnen. Die Art seiner Stoffbehandlung, und hierauf nur kommt es an in der Kunst, ist jedenfalls der meinen schnurstracks entgegengesetzt. Er ist in meinen Augen — bei allem Respekt vor seiner kunstvollen Sprachbeherrschung — nur ein verwegener Parnassien, überdrüssig der Ordensbräuche, ohne im Grunde loszukönnen. Ich vermisse die unmittelbare Hingebung an seinen kühnen Inhalt bei ihm; seine Form hat den Takt geschulten Begreifens, nicht den Rhythmus gemeisterter Ergriffenheit. Man sollte solche Naturen nicht „Künstler", sondern naturgemäß „Künsteler" nennen.

Und nun darf ich Ihnen zum Schluß wohl sagen, daß

Sie sowohl mir selber wie „allen wahrhaft künstlerischen Naturen“ zuviel Gesinnungstüchtigkeit gewöhnlichen Kalibers zutrauen, wenn Sie meinen, uns sei „nichts so verhaßt wie die Unordnung“. Wir hassen Unordnung, wo sie nicht hingehört; ebenso wie wir Ordnung hassen, wo sie nicht hingehört. Die Unordnung schlechthin halten wir für genau so empfehlenswert wie die Ordnung schlechthin; denn eine könnte ohne die andre nicht existieren. Das ist in der Kunst so, wie in der menschlichen Gesellschaft, wie im ganzen übrigen Leben.

Und somit Gott befohlen! Hoffentlich habe ich eine recht schöne Unordnung in Ihrem Dehmel-Schubfach angerichtet. Mit verbindlichstem Dank für die Ordnung, die Ihr Vortrag in mein eignes Gedankenschubfach gebracht hat,

Ihr „mitten im Werden begriffener“
R. Dehmel.

1908 Die Musik

Offenherzige Erklärung

Richard Strauß hat folgendes Gedicht von mir in eine Musik gesetzt, die für diesen Text zwar etwas zu weich ist, den meisten Leuten aber besser gefällt als seine spröderen Lieder und deshalb oft im Konzertsaal vorgetragen wird:

Befreit

Du wirst nicht weinen. Leise, leise
wirst du lächeln; und wie zur Reise
geb' ich dir Blick und Kuß zurück.

Unsre lieben vier Wände! Du hast sie bereitet,
ich habe sie dir zur Welt geweitet —
o Glück!

Dann wirst du heiß meine Hände fassen
und wirst mir deine Seele lassen,
läßt unsern Kindern mich zurück.
Du schenktest mir dein ganzes Leben,
ich will es ihnen wiedergeben —
o Glück!

Es wird sehr bald sein, wir wissen's Beide.
Wir haben einander befreit vom Leide;
so geb' ich dich der Welt zurück.
Dann wirst du mir nur noch im Traum erscheinen
und mich segnen und mit mir weinen —
o Glück!

Ich erhalte nun immerfort Anfragen aus dem „musikliebenden Publikum", was das Gedicht „eigentlich bedeuten" solle. Ob es von einem Mann oder von einer Frau „als gesprochen zu denken" sei. Ob der oder die Befreite der Welt zurückgegeben werde, und wie das zu „verstehen" sei. Ob es auf einen Todesfall oder auf eine Ehescheidung „anspiele". Was unter Glück dann „gemeint" sei, und wie die Liebe zu „begreifen" sei. Und ähnliche Fragen des „gesunden Menschenverstandes" mehr.

Um ein für allemal dem poetischen Verständnis dieser Musikfreunde auf die Sprünge zu helfen, gebe ich hier meinen unmaßgeblichen Kommentar.

Ich meinesteils hatte bei Niederschrift des Gedichtes die bildliche Vorstellung, daß ein Mann zu seiner sterbenden Ehefrau spricht. Da aber Kunstwerke nur darauf aus-

gehen, allgemein menschliche Sinngefühle (die Ästhetiker sagen „Scheingefühle") in rhythmischer Harmonie zu wecken, so habe ich nicht das Geringste dagegen, daß man das Sinnbild auch umgekehrt auffaßt, wie es auch nicht blos auf Eheleute, sondern auf jede Art Liebesleute „anspielen" kann; in den höchsten Regionen der Liebe hört der Geschlechtsunterschied nämlich auf! Und selbstverständlich sind solche wechselseitigen Seelenerhebungen — wenigstens zwischen vornehmen Seelen — auch nicht blos auf den Todesfall, sondern auf jeglichen Abschied fürs Leben (Trennung, Scheidung u. dergl.) beziehbar; denn jeder Abschied ist dem Tode verwandt, und was man für immer aufgeben muß, giebt man natürlich „der Welt zurück", die freilich nicht gleichbedeutend ist mit der Welt des zeitunglesenden Biedermanns.

Leute, die nicht verstehen, Gedichte zu lesen — es sei denn, daß sie ihnen auf der Schulbank eingedrillt worden sind —, die allerdings können wohl in der That nicht „verstehen", daß meine Überschrift „Befreit" ganz einfach auf die Zeile hindeutet: „Wir haben einander befreit vom Leide". Ich meine, mehr Glück kann ein Mensch dem andern doch wohl nicht bieten. Oder sollte es Menschen geben, die sich nicht einmal „denken" können, daß eine Seele selbst den erschütterndsten Schmerz leidlos zu tragen vermag?

Nun, solche Menschen wissen vielleicht, daß Thränen der Rührung aus Wasser bestehen, selbst die allergerührtesten; aber sie werden trotzdem nicht „begreifen", daß der Wert der Kunst in Gefühlsbildern liegt, die uns der

wässrigen Rührung entheben. Sie werden daher auch nie „verstehen“, daß eine Dichtung um so bedeutender ist, je deutungsvoller dem sinnenden Geist — um so ergreifender, je reicher an unbegreiflichen Gefühlsreizen — oder wie Goethe zu Eckermann sagte: „Je inkommensurabler und für den Verstand unfaßbarer eine poetische Produktion, desto besser!“ Das Alles geht über den — gesunden Menschenverstand.

Und an solche Menschen sollte man „eigentlich“ keine Erklärungsversuche verschwenden; aber die Dichter kranken halt alle an unbegreiflicher Offenherzigkeit.

September 1908 Politisch-Anthropologische Revue

Talent und Rasse

Sehr geehrte Redaktion!

Das Referat in Ihrem Heft VII, 6 über meinen Dialog „Talent und Rasse“ und über die Entgegnung von Moeller van den Bruck enthält die Behauptung, „daß Dehmel, ohne daß er es weiß, zu einem Schlusse kommt, der völlig gleichbedeutend ist mit der Grunderkenntnis, von der die Rassenanschauung überhaupt ausgeht, nämlich daß nicht die Rassereinheit, sondern die Rassemischung die menschlichen Werte hervorbringt.“ Es kann mir natürlich nicht gleichgültig sein, in einer wissenschaftlichen Zeitschrift der Unwissenheit geziehen zu werden. Eigentlich sollte es doch für selbstverständlich gelten, daß jemand, der eine eigene Meinung zu einer Streitfrage äußern will, Bescheid weiß über die bisher in Umlauf gesetzten Meinungen,

zum mindesten über die „Grunderkenntnisse“. Nun halte ich zwar den Einfluß der Blutmischung auf die Entstehung geistiger Werte ebensowenig für eine Grunderkenntnis wie den des ungemischten Blutes, sondern für eine ziemlich oberflächliche und nebensächliche Vermutung; aber immerhin weiß doch wohl bereits jeder bessere Zeitungsleser, daß viele (keineswegs alle) Rassetheoretiker von dieser Hypothese ausgehen. Es hat mir deshalb sehr fern gelegen, zu einem solchen „Schlusse“ zu kommen; vielmehr nahm auch ich jene physiologische Mutmaßung nur zum Ausgangspunkt für andere Schlüsse, allerdings nicht für rassepsychologische Dogmen, sondern für ein zurzeit noch recht unbeliebtes kulturbiologisches Ideal namens Menschheit. Wenn Moeller van den Bruck das aus meinem Dialog nicht herauszulesen vermocht hat, versteht er nicht zwischen den Zeilen zu lesen; wer auf ein Dogma eingeschworen ist, betrachtet ja alles, was dieses Dogma berührt, immer blos auf „für“ oder „wider“. Ich bin aber weder für noch wider; ich habe mit keinem Wort bestritten, daß man die sogenannte Menschheitsgeschichte aus Rassenkämpfen ableiten kann, ebensogut wie aus Klassenkämpfen, Staatenkämpfen, Heldenkämpfen, Götterkämpfen usw. — je nachdem man nämlich Haß oder Hunger, Geschlechtsdrang, Habgier, Machtsucht, Todesfurcht oder irgend einen andern brutalen Instinkt für den stets oder jeweils vorherrschenden hält. Nur zur Entstehung unserer idealen Instinkte, so z. B. des Kunsttriebes, hat meines Erachtens dieser Geschichtsbegriff nicht die geringste Grundbeziehung. Und erst recht ist

mir unverständlich, was „das Vertrauen, daß der Mensch nicht der Knecht seiner Umstände, sondern der Herr seiner Kräfte ist“, mit seiner leiblichen Abstammung zu tun hat, über die er doch keinesfalls Herr sein kann. Diesen Trumpf gegen mich auszuspielen, hätte Moeller van den Bruck sich ersparen können, denn er kennt sehr gut meinen „Psalm an den Geist“: Bleibe Dir heilig, Geist, Herr Deiner Seele! — Ich wollte überhaupt nicht physiologisch polemisieren, sondern teleologisch ironisieren, nämlich den psychologischen Unfug beleuchten, der mit dem Rassebegriff getrieben wird, und zwar nicht etwa blos von Dilettanten wie Chamberlain. Da wird als Erklärung hingestellt, was Gegenstand der Erklärung ist. Unter „Rasse“ versteht man heute doch wohl, auch wenn man sie machtvollst mystisch auffaßt, eine konstant gewordene Verbindung gewisser organischer Grundeigenschaften (psychophysischer Elemente). Rasse ist also nur ein anderer Name für das problematische Faktum der Konstanz. Aber im Handumdrehn wird dann aus der Benamsung die innerste Ursache dieser Konstanz und womöglich auch noch der Elemente, ja sogar des idealen Triebes zur Anzüchtung weiterer Elemente, d. h. zur Entwicklung des Menschengeistes; also etwa wie nach Onkel Bräsig die große Armut der kleinen Leute von der großen Povertee herkommt. Da scheint es mir doch etwas ratsamer, die geistigen Werte dieser Erde, auch die Tendenz zur Rassigkeit, besonders aber die Liebe zur Menschheit, einstweilen noch auf den „Weltgeist“ zurückzuführen, will sagen auf Gemütsbewegungen, die mit den mancherlei

Kraftstrahlungen der Gestirne zusammenhängen. Wie ja auch Moeller van den Bruck mit einiger Weitschweifigkeit erklärt: worauf die Rassenanschauung ruht, das ist der Glaube an die Macht der Rasse. Nun wohl: ich glaube an zuchtvollere, nämlich liebevollere Mächte.

Mit Hochachtung

R. Dehmel.

Mai 1917

An die Kinder von Luxemburg

Liebe Kinder von Luxemburg! Zu dem Freiheitsfest Eurer schönen Heimat wünsche ich Euch von ganzem Herzen, daß die unfreiwillige Einquartierung, die Eure bunten Landesfarben feldgrau überzogen hat, bald nach Hause marschieren kann; und das wünscht auch jeder deutsche Soldat, der das Herz auf dem rechten Fleck hat. Denn es tut jedem fühlenden Menschen leid, ein ungebetener Gast zu sein, und als wir in den Krieg ziehen mußten, hätten wir Eure friedlichen Täler gern links oder rechts davon liegen lassen; aber uns blieb kein anderer Weg, sonst wären in unser eigenes Land ungebetene Gäste gekommen, und die hätten Euch auch nicht in Ruhe gelassen.

Ich trage selbst noch den feldgrauen Rock; aber wenn ich auf Urlaub zu Hause bin, dann setze ich manchmal den feinen Civilhut auf, den ich mir im Frühjahr vor Kriegsausbruch in Eurer Residenzstadt gekauft habe, als ich bei Freunden dort zu Besuch war. Ich sollte ihnen Gedichte vorlesen, aber eigentlich war ich hingereist, um

mir Eure liebe Stadt zu besehen: ob sie wirklich so entzückend gebaut sei, wie ich aus Bildern erwartete. Und ich fand sie über alle Bilder erhaben; herrlich wie eine Krone liegt sie auf ihrem hochgestuften Felsthron von Terrassen und Viadukten über der rings anstrebenden Landschaft.

So vornehm deuchte mir Eure Hauptstadt, die nur zwanzigtausend Einwohner haben soll, aber geräumiger und gebietender aussieht als manche von zweihunderttausend, im Sonnenschein so feiertagsvornehm, daß ich mir durchaus den neuen Hut kaufen mußte, obgleich mein alter noch garnicht schlecht war. Und wenn ich ihn jetzt einmal aufsetze, dann muß ich immer dabei denken: Sobald der Krieg zu Ende ist, fahre ich wieder nach Luxemburg! Denn eine schönere Stadt, um Friedensfeste zu feiern, kann sich kein deutscher Dichter träumen; wenn sie nur wieder deutsch werden wollte! —

Ihr dürft mir nun aber nicht etwa zutrauen, ich hätte Annexionsgelüste, weil Euer Land mir so sehr gefällt. So habgierig ist kein guter Deutscher; wir wollen niemand zur Leibeigenschaft zwingen, auch nicht zur Freiheit und Gleichheit und Brüderlichkeit, wir wollen die Welt nur mit unserm Geist erobern. Mir gefällt z. B. auch Eure Großherzogin, ich habe sie einmal tief gegrüßt mit meinem neuen Frühjahrshut, weil sie so hold und zart und schlicht wie eine deutsche Märchenprinzessin durch ihre Residenzstadt spazierte, und es würde mich innerst freuen, wenn ich ihr junges Menschenherz mit meinen Gedichten

erobern könnte; aber es fällt mir drum nicht ein, wie ein Strauchritter über sie herzufallen.

Es ist freilich für ein kleines Land aus vielen Gründen empfehlenswert, sich an ein großes anzuschließen; die geistigen Kräfte der Landeskinder können sich dann meist freier entfalten als in ihrem engen Kreis. Das habt Ihr ja schon in der Schule gemerkt, und noch stärker wohl manchmal in der Kirche, wie eine größere Gemeinde die einzelnen Seelen eifriger macht und zum edelsten Wettstreit entfesselt. Solche Gemeinden sind auch die großen Staaten, zu denen die einzelnen Volksstämme sich allmählich zusammenschließen, um ihre Kräfte immer straffer auf weite und hohe Ziele zu richten. Aber natürlich, das glückt nur dann, wenn es aus freien Stücken geschieht; wer nicht freiwillig das Große erstrebt, der möge ruhig klein bleiben! —

Wenn also an Euerm Freiheitsfest neben den rot-weiß-blauen Landesfarben jetzt die schwarz-weiß-rote Reichsfahne weht, dann braucht Euch das nicht traurig zu stimmen; es ist kein Zeichen drohender Zwingherrschaft, sondern friedlicher Nachbarschaft. Wir wollen nur hoffen, daß der Frieden, wenn er endlich aus den Lüften herabschwebt, nicht wieder blos durch die Straßen zieht, sondern auch in die Seelen einkehrt. Und deshalb lege ich Euch ein Lied ans Herz, das mir in Eurer Liebfrauenkirche vor dem wundertätigen Bild der Madonna aus dem Orgelklang aufgestiegen ist:

Klaget nicht, weil Andre klagen,
denen wir Erhörung schulden;

wollten wir wie sie verzagen,
würden sie noch schwerer dulden.
Betet lächelnd zu der Macht,
die uns mütterlich bewacht:

Da du stets in Frieden thronst,
der Bedrängten Trösterin,
da du nach Belieben lohnst,
Binderin und Löserin,
hilf uns Deinem Wink willfahren —
Still —: schon atmen wir im Klaren.

Juli 1919 Berliner Tageblatt

Literarische Akademie?

Durch die Zeitungen geht das Gerücht, daß der Berliner Akademie der Künste eine literarische Abteilung angegliedert werden solle, und daß die „Ernennung" eines fünfgliedrigen Kollegiums bevorstehe, dem angeblich auch ich angehören werde. Ich weiß nicht, was an der Sache Wahres ist, da bis jetzt weder das Kultusministerium noch eine andere Behörde mit mir darüber verhandelt hat; aber ich sehe mich durch die Nachricht genötigt, meine Beteiligung öffentlich abzulehnen und vor dem ganzen Plan zu warnen. Der Zweck ist gut, das Mittel vom Übel.

So not uns eine Körperschaft tut, die das dichterische Gemeingut vor den mannigfachen Gemeinheiten der Meinungsmacher schützen könnte, sie darf nicht von Regierungsgnaden „ernannt" werden; sie muß als völlig freie Gründung aus der eigenen Berufsgemeinschaft hervor-

gehen. Das Vertrauen der Mitschaffenden muß sie tragen; wo soll das herkommen, wenn man ihnen eine Vertretung aufdrängen will, die sie nicht selber gewählt haben!

Wieweit eine selbstgewählte Vertretung allgemein maßgebend werden kann, das soll sich eben durch ihre Wirksamkeit zeigen. Keinesfalls wird sie es durch behördliche Rechte. Akademieen mit Amtsgewalt haben wir zur Genüge in Deutschland erlebt; je mehr äußere Machtbefugnisse sie erlangten, um so ohnmächtiger wurden sie für das innere Leben. Auch sie waren anfangs freie Gründungen; aber sobald sie dem Staat den kleinen Finger reichten, nahm er sehr rasch die ganze Hand.

Ist eine Akademie überhaupt die richtige Form für literarische Zucht und Sitte? In schöpferischer Richtung wohl kaum; die Pariser Akademie ist ein warnendes Beispiel. Außerdem wirkt es jämmerlich, wenn der Besiegte nichts Besseres zu tun weiß, als einen alten Zopf des Siegers untertänigst nachzumachen; es ist schon Armutszeugnis genug, daß unsre Jüngsten Verhaeren und Whitman kopieren.

Was wir brauchen, ist ein Bildungsrat für das schöngeistige Selbstgefühl des Volkes, ein Betriebsrat zur Pflege des Kunstsinnes; feierlicher gesagt ein Meisterrat, gestützt auf einen Gesellenrat. Der Staat muß natürlich die Kosten tragen, soweit sie nicht durch freiwillige Stiftungen aufbringbar sind; in allem Übrigen soll er die Hand davon lassen.

Ob wir Schaffenden so gemeinschaftsreif sind, daß wir eine solche berufsständige Körperschaft aus uns selbst

heraus bilden können, ist freilich eine andere Frage; aber sollten wir es noch immer nicht sein, dann wird uns keine Regierungsmaßregel einiger machen, weder unter uns Standesgenossen noch gar mit unserm ganzen Volk. Das Wesen ist es, das sich die Form schafft; wenn dieser künstlerische Gemeinplatz doch endlich Allgemeingut würde!

Januar 1920 Das Tagebuch

Offener Brief an die Weltfriedensprediger

Lieber Professor Nicolai!*

Sie schreiben mir, daß Romain Rollands Aufruf zum friedlichen Zusammenschluß aller geistigen Weltbürger von sehr vielen der 93 deutschen Gelehrten und Künstler unterschrieben worden sei, die am Anfang des Krieges den berüchtigten Abwehrschrei „Es ist nicht wahr“ hinausposaunt hatten, und Rolland sei eigentlich ein wenig traurig, daß er fast mehr solche als andere Unterschriften aus Deutschland bekommen habe; auch meine er, daß es für viele doch gar zu leicht sein würde, durch diese Unterschriften die ganzen letzten fünf Jahre vergessen zu machen. Mir ist das weiter nicht verwunderlich; die

* Höchst befremdlicherweise hat Herr Professor Nicolai in einer von ihm herausgegebenen Broschüre: „Romain Rollands Manifest“ den Namen Richard Dehmels unter diejenigen gesetzt, die dieses Manifest unterzeichnet haben. Er veröffentlicht in dieser Broschüre 24 Absagebriefe, angeblich alle, die ihm zugegangen sind; Richard Dehmels Antwort hat er dabei unterschlagen.

meisten Menschen sind Windfahnen. Etwas mehr hat es mich gewundert, daß Rolland meine Ausnahmestellung ausdrücklich anerkennt, indem er Ihnen schreibt, daß „auch diejenigen die Loyalität eines Mannes wie Dehmel achten müssen, die seine Haltung während des Krieges beklagt haben“. Da er nämlich dann weiter schreibt, daß es „sehr nützlich sein würde, wenn Dehmel mit dem Freimut, der ihm eigen ist, uns offen sagte, was ihn die Erfahrung dieser fünf Jahre gelehrt hat und wo sein Geist jetzt angelangt ist, — dann wüßte man, ob man sich verständigen könne, und das würde eine große Bedeutung für die Welt haben“ — da klingt doch recht vernehmlich die Hoffnung durch, daß ich mich vielleicht auch noch nach dem Wind drehen werde.

Ich habe mich trotz alledem sehr über Ihren Brief gefreut, auch über Rollands Liebeswerbung; es gehört schon allerlei Herzensgüte dazu, so freundlich an jemand heranzutreten, den man für einen Gegner hält. Dieser Gegner bin ich aber in Wahrheit garnicht. Hätten Sie mein Kriegstagebuch „Zwischen Volk und Menschheit“ gelesen oder mein Drama „Die Menschenfreunde“ oder auch nur mein „Kriegsbrevier“, dann würden Sie das vermutlich wissen. Ich könnte also, wollte ich bockbeinig sein, Ihnen wie Rolland kurz erwidern: lesen Sie gütigst doch meine Bücher! Aber das wäre vielleicht zu viel verlangt von zwei so viel beschäftigten Mitmenschen. Auch wäre es keine Antwort auf die Gewissensfrage, warum ich Rollands Aufruf nicht unterschreiben will.

Nun, zunächst aus einem persönlichen Grund: ich

möchte nicht ein zwar landläufiges, aber trotzdem falsches Urteil über mich unterstützen. Ich bin zu Unrecht in den Ruf gebracht worden, den auch Sie in Ihrem Brief wieder anstimmen, daß ich zu denen gehöre, die „seinerzeit kriegsbegeistert geschrieben haben". Wenn ich also jetzt, nach dieser Beschuldigung, einen grundsätzlich kriegsgegnerischen Aufruf unterschriebe, würde ich mich der neuen Mißdeutung aussetzen, daß ich „pater peccavi" sagen wolle, während ich mir durchaus nicht bewußt bin, in dieser Hinsicht etwas pecciert zu haben. Denn ich bin niemals „kriegsbegeistert" gewesen, habe den Krieg stets als unmenschlichen Wahnsinn betrachtet, als eine unvernünftige Bürde tierischen oder göttlichen Ingrimms, von der sich die Menschheit hoffentlich einst befreien wird, und habe das auch stets bekannt. Aber es ist sehr zweierlei — und hier geht der persönliche Standpunkt schon auf den sachlichen über — es ist innerst und äußerst zweierlei, wie man sich zu einem idealen Freiheitsziel und zu einer realen Zwangslage stellt.

Diese völlig verschiedenen beiden Gorgonenhäupter scheeren die Herren Prinzipienreiter, sowohl die Friedens- als die Kriegsapostel, fortwährend über Einen Kamm, und solche Selbsttäuschung überspannter Idealisten kann und will ich nicht mitmachen. Dadurch, daß der Kriegszustand eintrat, hatte sich die gebildete Menschheit tatsächlich doch selbst außer Kraft gesetzt, und die rohen Kräfte der Völker stellten sich somit auf die Probe. Mich dabei abseits zu stellen, widerstrebte einfach meinem natürlichen Mitgefühl, nicht etwa bloß meiner nationalen, sondern

noch mehr meiner sozialen und religiösen Gesinnung. Ich war schicksalsbegeistert, nicht kriegsbegeistert. Ich habe diese Not freudig auf mich genommen, wie ich aus jeder Not eine Tugend zu machen suche, und so sprach ich auch meinem Volk frohen Mut zu. Denn es war mir einerseits selbstverständlich, daß dies ein Krieg um den Weltfrieden sei, der erste Akt der kosmopolitischen Revolution; andrerseits aber durchaus nicht selbstverständlich, daß gerade das deutsche Volk dazu da sei, sich um der künftigen Menschheit willen von den sehr gegenwartsbeflissenen anderen Völkern untertänigst übers Ohr hauen zu lassen.

Und das ist auch heute noch meine Meinung. Wenn irgend ein Deutscher seinen Namen unter den Aufruf Rollands setzt, dann bedeutet das etwas wesentlich Anderes, als wenn ein Franzose oder Engländer oder Yankee es tut. Wenn die unterschreiben, sieht die siegreiche Mitwelt darin die großmütige Gönnerhand. Unsre Unterschrift dagegen wird wieder bloß — sogar von Rolland selbst, wie Ihr Brief bekundet — als Armsünderbekenntnis ausgelegt, und zwar nicht bloß im persönlich moralischen, sondern obendrein in einem sachlich politischen Sinn, der noch beträchtlich falscher ist, denn die Wortführer des deutschen Geistes haben sich gegen den Geist der Menschheit keineswegs mehr versündigt als die ausländischen, sondern ein gut Teil weniger; ich erinnnere nur an die wüsten Hetzereien der Annunzio, Maeterlinck, Kipling, Verhaeren, wie sie kein einziger Dichter gleichen Ranges bei uns in die Presse gegeben hat. Das unablässige Ent-

rüstungsgeschwätz über den Verteidigungsquatsch der 93 wird nachgerade zur abgeschmackten Posse; jedermann weiß doch, wie halsüberkopf solche Unterschriften gesammelt werden, noch dazu in solcher erregten Zeit. Bei ruhiger Überlegung muß ein geistvoller Mensch, der nicht böswillig ist, sich doch sagen, daß es auf faulen Zauber hinausläuft, auf ein fadenscheiniges X für U, die wirklichen Vorkämpfer des geistigen Deutschlands für diese Dutzendprofessoren verantwortlich zu machen oder gar für die preußischen Staatsanwälte und sonstige Regierungsbonzen.

Wir geistig schöpferischen Deutschen haben uns in den Friedensjahren gegen diese Sippschaft stets aufgelehnt, haben nach Menschenmöglichkeit für die gegenseitige Verständigung der Völker gewirkt (mir z. B. bot man im November 1912 sogar den Vorsitz des Pariser Kongresses „pour mieux se comprendre" an, was ich leider aus Geldmangel ablehnen mußte) — und eben nur die gewaltige Schicksalsnot hat uns dann die schreckliche Kameradschaft mit unsern eignen Gewalthabern gegen die fremden Vergewaltiger aufgedrängt. Auch heute noch drängt sie uns dazu, wenigstens jeden deutschen Kosmopoliten, der nicht Vogel-Strauß-Politik treiben will; denn bei uns beginnt die neue Regierung immerhin Vernunft anzunehmen, keineswegs aber bei den Entente-Nationen. Man hat uns mit zu harter Rute belehrt, daß die paar hundert Literaten, die es in den uns feindlichen Ländern mit dem Weltfrieden ehrlich meinen, nicht den geringsten Einfluß auf ihre Regierungen haben; bei uns zum Unglück

beträchtlich mehr. Die einzig richtige Antwort auf Rollands Aufruf hätte von unsrer Seite so lauten müssen:

Mit Deinem Ziel, lieber Mitmensch, sind wir längst einverstanden, sind viele Jahrzehntelang dafür eingetreten, werden unsern Weg dahin auch weiter verfolgen, aber dein Weg ist für uns zur Zeit unbeschreitbar. Bitte sorge mal erst in Frankreich dafür und in den andern Gewaltfriedensreichen, daß man sich dort mit unserm geistigen Wesen und Schaffen genau so liebevoll vertraut macht, wie man bei uns eure Geisteserzeugnisse seit je gewürdigt und eingebürgert hat; dann werden wir über gemeinsames Vorgehen mit größtem Vergnügen reden können. Bis dahin müssen wir leider befürchten, daß wir immer wieder, wie seit Jahrhunderten, bloß als kulturpolitisch gegängeltes Vorspann für euren finanzpolitischen Staatswagen dienen sollen, den ihr selber unbewußt schieben helft. Außerdem scheint es uns für einen Weltfriedensmann eine etwas gar zu überhebliche, also zum Streit herausfordernde Behauptung, daß der Geist bei allen Kriegsteilnehmern in kläglicher Weise versagt habe; als ob nur Tolstoi, Bertha v. Suttner, Alfred Fried und ähnliche unbedingte Friedensanwälte geistbegnadete Menschen wären, nicht auch mancher bedingte Kriegsfürsprecher, wie z. B. Nietzsche, Hegel, Luther, Loyola, und zuweilen sogar — der Herr Jesus. Die bedenklichsten Knotenpunkte der Völkerentwicklung hat doch bisher nur das Schwert lösen können; und ob die Friedenspalme jemals in der Großstaaten-Politik bessere Früchte zeitigen wird als den jesuitischen Humbug des Herrn Wilson, das ist jedenfalls abzuwarten.

Daß der Glaube an den guten Geist der Menschheit unser ewiger Leitstern bleibt, trotz aller allzu menschlichen Augenblickssünden, das ist zwischen geistigen Menschen doch wohl selbstverständlich, bedarf also eigentlich nicht der Rede. Daß sich aber die große Heerde der Ungeistigen durch eine öffentliche Erklärung, wie sie Rolland jetzt von mir wünscht, oder überhaupt durch gutes Zureden diesem Glauben zutreiben lasse, das könnte vielleicht menschenmöglich sein, wenn nicht — die bösen Leit- und Streithämmel wären. Ich halte es, offen gestanden, für ganz unmöglich; schon in Anbetracht des natürlichen Unterschiedes zwischen Rollands und meinen Wirkungsmitteln, der nur ein Beispiel unter vielen anderen ist für die unvereinbaren Widersprüche zwischen den führenden Persönlichkeiten (sogar auch z. B. zwischen Marx und Lassalle). Rolland ist ein Lehrer und Prediger in dichterischer Verkappung; ich bin Dichter. Ich glaube deshalb nicht daran, daß man durch äußere Einrichtungen (Friedengesellschaften, Schiedsgerichte, Völkerbünde und dergl.) die menschlichen Leidenschaften veredeln kann, sondern nur durch die innere Richtung, die von edeln Vorbildern ausgeht. Gute Lehren und schöne Predigten wirken aber nicht vorbildlich, sondern höchstens der Mensch, der dahinter steht, und der fällt bald der Vergänglichkeit anheim. Auf die Zeitgenossen zwar wirken die Friedensprediger ebenso erfolgreich wie die Kriegsprediger, manchmal sogar erfolgreicher, aber ihre Wirkung auf die Nachwelt war bis jetzt gleich Null, wie die Weltgeschichte beweist; hätte Jesus nichts weiter getan als Frieden

gelehrt, würde heute kein Hahn mehr nach ihm krähen. Die Ausbildung der Mitgefühle durch die bleibenden Vorbilder reiner Dichtung (z. B. durch die wunderbar lebensvollen Parabeln Jesu und die Legende seines erhabenen Todes) ist freilich sehr viel langsamer und unmerklicher vor sich gegangen, dafür aber doch etwas gründlicher; und das wird meines Erachtens ewig so bleiben, weil eben nur die vorurteilsfreie Dichtung allen Gefühlen gerecht zu werden vermag.

Ich lege deshalb auch wenig Wert darauf, mich den Zeitgenossen zu erklären und ihnen immerfort öffentlich Rede zu stehen; hoffentlich genügt dieser offene Brief, um mir solche wohlgemeinten Aufforderungen einfürallemal fernzuhalten. Ich habe mich in meinem Kriegstagebuch schon reichlich lehrhaft über alldas geäußert; und die Wirkung dieser meiner einzigen Schwatzmichelei läßt mir keinen Zweifel darüber, daß mich gewisse Parteidoktrinäre, Friedenshetzer wie Kriegshetzer, doch nach wie vor mißdeuten werden. Wenn dagegen aus meinen Dichtungen wahrhaft lebensvolles Mitgefühl aufklingt, werden sie weiterwirken ins Leben, sei es auch nicht von heute auf morgen. Wenn Sie und Rolland den Glauben haben, daß Sie mit Ihren Aufklärungsschriften Ihr menschenfreundliches Ziel wirklich rascher erreichen, wünsche ich Ihnen von Herzen Glück dazu.

Mit den besten Grüßen

Ihr ergebener

Dehmel

ANSPRACHEN

Werte Anwesende!

Wie schon öfters hat man mich auch aus Anlaß meiner heutigen Rezitation ersucht, meine Ansichten über das Wesen der Lyrik zu äußern. Ich würde das auch mit Vergnügen tun; aber offen gestanden weiß ich selbst nicht Bescheid darüber. Ich könnte Ihnen zwar ebenso gut wie die Herren Ästhetiker, oder vielleicht sogar noch besser, einen Begriff der reinen Lyrik konstruieren; aber wenn wir uns darüber geeinigt hätten, und wir würden dann ein bestimmtes einzelnes Gedicht betrachten, das noch nicht durch die Tradition sanktioniert ist, also irgend ein neueres Gedicht, dann würden wir trotz aller begrifflichen Einigkeit sehr bald uneins darüber werden, ob dieses Gedicht nun wirklich vollkommen in unsre Begriffsschablone paßt oder nicht. Jeder würde sich auf sein Gefühl berufen, und schließlich würden wir garnicht mehr über das Gedicht debattieren, sondern wieder über einen allgemeinen Begriff, nämlich reine Gefühlslyrik, oder gar unmittelbare Gefühlslyrik. Damit wird aber nicht das geringste entschieden. Denn wenn wir nun irgend ein älteres Gedicht betrachten, das heute jedermanns Gefühl ganz unwiderstehlich ergreift, z. B. ein Volkslied, dann finden wir, daß grade in solchen allgemein beliebten Gedichten von Gefühlen sehr wenig die Rede ist, jedenfalls nicht unmittelbar. Das Wort teilt da stets nur Geschehnisse mit, Bilder

des tatsächlichen Daseins, und lediglich die Melodie hat uns von Jugend auf gewöhnt, diese Bilder sofort als Sinnbilder angenehmer Gefühle zu deuten; was uns da unmittelbar ergreift, ist also blos die Erinnerung aus einer kindlichen Lebenszeit her, als wir noch kein kritisches Urteil hatten, als wir noch nichts von Ästhetik wußten, sondern uns gläubig der Phantasie hingaben, der fremden Phantasie wie der eignen. Ähnlich verhält es sich mit dem Begriff der reinen oder einfachen Stimmungslyrik. Wir reden heute in allen Künsten von Stimmung und bezeichnen damit alles mögliche, was sich genau nicht bestimmen läßt; etwas Reines im logischen Sinne ist das also sicherlich nicht, und etwas Einfaches wohl erst recht nicht. Ursprünglich meinte man es allerdings einfach; das Wort Stimmung ist nämlich erst vor etwa 150 Jahren entstanden und sollte damals den Eindruck bezeichnen, den eine Stimme rein durch den Klang erzeugt, durch ihre eigentümliche Tonfarbe. Allmählich aber wurde es übertragen auf den Zusammenklang mehrerer Stimmen, und schließlich überhaupt auf alles, was irgendwie zusammenstimmt. Es bedeutet auf deutsch also etwa dasselbe wie das Fremdwort Harmonie, und bekanntlich will jeder Künstler neue Harmonieen schaffen; die wirken aber, wie gleichfalls bekannt ist, auf die meisten Leute zuerst unharmonisch, in der Musik genau wie in andern Künsten. Es würde somit garnichts gewonnen, wenn man etwa die poetische Lyrik, um ihre Wirkung zu erklären oder ihren Wert abzuschätzen, auf musikalische Grundlagen zurückführen wollte.

Seit Nietzsche sein erstaunliches, später von ihm selbst bedauertes Buch „Die Geburt der Tragödie aus dem Geist der Musik“ in die Welt gesetzt hat, ist es zwar Mode geworden, nicht blos die tragische, sondern womöglich jede Art Poesie auf die musikalischen Tiefen — oder Untiefen — des Seelenlebens zurückzuführen. Aber mit derselben Wahrscheinlichkeit, oder vielmehr mit weit größerer, könnte man umgekehrt die Musik aus dem Geist der Poesie herleiten. Das wird sofort klar, wenn man die Sphäre aufsucht, wo sich die beiden Künste berühren, wo sich überhaupt alle Künste berühren: die Sphäre der rhytmischen Struktur.

Keinesfalls kann der poetische Rhytmus später entstanden sein als der musikalische; die Musik als selbständige Formschöpfung ist ja die allerjüngste der Künste. In allen primitiven Kulturen tritt sie lediglich als Begleitkunst auf, sei es der Dichtung, sei es des Tanzes; als eine ganz monotone Begleitkunst, weil sie dort noch nichts Eigenes ausdrücken will, sondern nur erst die Motive der beiden andern Künste wirksamer machen möchte; und immer hat sich die Dichtkunst am frühesten zu selbständigen Formen entwickelt. Das war nicht blos in der historischen Zeit so; sondern offenbar wurde schon in mythischen Zeiten das Wort als die zauberhafte Alraune betrachtet, die den magischen Quell der Töne erst aufschließt. Bei fast allen Völkern nämlich gibt es die Sage von dem Jüngling, der in die Wildnis hinauszieht, um die Sprache der Vögel verstehen zu lernen; es ist noch nirgends vom Gesang der Vögel die Rede, wohl das deut-

lichste Zeichen dafür, daß die rhytmischen Elemente, die der Menschengeist der Natur entnimmt, zuerst auf poetischem Wege entdeckt und planvoll ausgebildet wurden.

Man wird vielleicht einwenden, trotzdem sei die Musik in der Poesie von jeher latent gewesen; aber das ist Taschenspielerei mit Begriffen. Latente Kunst ist eben noch nicht Kunst, sondern ist nur der Formtrieb der Natur, der allen Künsten gemeinsam zu Grunde liegt. Die Musik hat später freilich gelernt, durch den Höhen- und Tiefen-Wechsel der Töne die rhytmischen Motive melodisch zu steigern, sie aufs mannigfachste zu variieren und harmonisch viel reicher zu kombinieren, als irgend eine andre Kunst es vermag; aber eben die Grundformen der Harmonik bestehen aus rhytmischen Proportionen, die überall zuerst von der Dichtkunst in Verbindung mit der Tanzkunst ausgeprobt wurden. Und auch heute, nachdem doch alle Künste so selbständig geworden sind, wie es überhaupt möglich scheint, ist die poetische Phantasie noch immer die harmonische Pfadfinderin. Man macht der modernen Musik ja direkt den Vorwurf, sie sei zu literarisch geworden; zu poetisch wagt niemand zu sagen, weil das eben nicht als Vorwurf empfunden würde.

Ich will das nicht näher untersuchen; man macht der lebenden Kunst ja stets Vorwürfe, und schließlich bleibt sie trotzdem leben. Auf jeden Fall ist die Kunst des Liedes, also die musikalische Lyrik, wenn sie neue Formen entwickeln will, durchaus abhängig von der poetischen Lyrik; das Gedicht muß dasein, bevor es Lied wird. Das Umgekehrte trifft keineswegs zu, obgleich auch der Dichter

sehr wohl im Stande ist, auf eine vorhandene Melodie, selbst auf die komplizierteste, einen rhytmisch vollkommen passenden Text zu ersinnen. Mein Gedicht „Evas Klage" z. B. ist bis in die feinsten dynamischen Nüancen dem Polenlied Chopins angepaßt. Und das „Wiegenlied" habe ich ursprünglich zu einer bekannten Schubertschen Melodie geschrieben.

Wenn nun trotz solcher Anpassungsfähigkeit die poetische Lyrik nicht in Abhängigkeit von der Musik geraten ist, so scheint mir das der beste Beweis dafür, daß sie eben von Anfang an nicht darauf angewiesen war, wenigstens nicht in schöpferischer Richtung. Wohl aber ist sie auf die Musik in einer andern Richtung angewiesen; die hat nichts mit dem Ursprung der Künste zu tun, dagegen sehr viel mit ihrer Verbreitung ins Leben. Die Tonkunst verfügt über Höhen und Tiefen der Stimme bekanntlich in viel weiterem Umfang und vermag sie dabei viel klarer abzugrenzen und abzustufen, als es mit den Vokalen der Wortkunst möglich ist; sie kann also all die Gefühlsbewegungen, die sich aus der Dichtung nur mittelbar auf gedanklichen Umwegen entnehmen lassen, unmittelbar zum Eindruck bringen; kurz, sie wirkt selbstverständlicher und daher allgemeinverständlicher. Sie überträgt die neuen geistigen Stimmungen, die der poetischen Phantasie entspringen, aus dem widerspruchsvollen Bereich des zweckbewußten Sprachverstandes in den Bannkreis der triebhaften Lautwahrnehmung, also der reinen Gemütsauffassung. Sie ist nicht etwa gedankenlos, wie manche Ästhetiker behaupten; aber sie leitet die Quellen des

geistigen Lebens aus ihrem eigensinnigen Strombett gleichsam ins Meer der Allgemeinwilligkeit, auf dem die Menschenseele dahintreibt, ohne zu wissen, woher die Wellen kommen.

Es ist also gradezu ein Zeugnis für die Lebensfähigkeit eines Dichters, wenn seine Dichtungen in besonderem Maße die Phantasie der Tonkünstler anregen. Wie denn überhaupt alle Kunst umso lebenskräftiger ist, je stärker und weiter sie hinauswirkt über ihr eigenstes Handwerksgebiet. Ich will z. B. nur darauf hinweisen, wie die großen deutschen Musiker die neuere Philosophie befruchtet haben; und Plato hielt die Musik sogar für ein politisches Bildungsmittel, wovon heute leider wenig zu merken ist. Worauf jene Weiterwirkung ursprünglich beruht und echte Kunstwirkung überhaupt, das wird wohl ewig ein Rätsel bleiben; sicherlich nicht auf Kunstfertigkeiten, die sich ästhetisch analysieren und kritisch kontrolieren lassen. Denn der echte Künstler will der Menschheit nie Kunst vormachen, sondern immer wieder neues Leben mitteilen; und das Leben, das im Kunstwerk schwebt, ist eben unerklärlich wie alles Leben. Man muß es hinnehmen, wie es sich darbietet; und selig ist, wer sich — nicht daran ärgert! Ich betone das deshalb so ausdrücklich, weil in unsrer Zeit allerhand Leute ein Gewerbe daraus machen, öffentlich über Kunst zu reden, und meistens Leute, die von der Kunst schlechterdings nichts weiter verstehen, als daß sich nach Belieben darüber schwatzen läßt. Diese Leute verstehen es aber vortrefflich, andre Leute kopfscheu zu machen und grade die lebensvollsten Kunstwerke anfangs

als Totgeburten zu verschreien; es ist ein wahres Gotteswunder, daß sie trotzdem am Leben bleiben.

Werte Anwesende!

Ich glaube annehmen zu dürfen, daß die meisten von Ihnen die Dichtung, die ich hier vortragen will, schon gelesen haben. Das sind mir natürlich die liebsten Hörer, denn sie können ihre ganze Aufmerksamkeit dem seelischen Inhalt meines Vortrages zuwenden, während ein unbekannter Stoff immer vom eigentlichen Kunstgenuß ablenkt. Vielleicht aber sind noch mehr unter Ihnen, die allerlei über die Zwei Menschen gelesen haben; und diese Hörer möchte ich nun bitten, das alles so gründlich wie möglich zu vergessen. Es ist ziemlich viel über diese Dichtung geschrieben worden, aber recht wenig in dichterischer Hinsicht. Man hat sie von allen möglichen Gesichtspunkten aus betrachtet, philosophisch, religiös, erotisch, moralisch, sozial, sogar politisch, und natürlich auch psychologisch, ästhetisch und literarhistorisch; aber wie das dabei zu gehen pflegt, es hat da jeder seine eignen Gedanken und vorgefaßten Meinungen und liest nun zwischen den Zeilen des Dichters nur ein Für oder Wider davon heraus, ohne die künstlerische Hauptsache zu beachten, nämlich die vorurteilsfreie Gestaltung des Lebens. Im vorliegenden Falle ist das wahrscheinlich daher gekommen, daß in den Eingangsversen zu den drei Teilen oder „Umkreisen“ der Dichtung der Schicksalswille, der über uns allen schwebt und in uns allen lebt und webt,

mit dem Neuwort „Weltglück“ bezeichnet ist; da haben denn viele wohlmeinende Erklärer dem Dichter die freundliche Absicht untergelegt, er wolle hier etwas wie eine Allerweltsbeglückungslehre verkündigen, was man so gemeinhin Idealismus nennt. Hätten diese Erklärer in erster Linie auf die Sprachgestaltung des Dichters geachtet, statt auf seine mutmaßliche Weltanschauung, so würden sie vielleicht doch gemerkt haben, daß Weltglück nicht Weltbeglückung ist, sondern eben das Glück der Welt, also des ganzen Weltgetriebes, oder — was dasselbe besagt, die ewige göttliche Schaffenslust. Und dieses Glück kann natürlich kein Einzelwesen, sondern eben nur die ganze Welt ganz erreichen; wir werden seiner immer blos als Werkzeuge teilhaftig, ob wir's nun wissen oder nicht. Aber selbst dieser halb negative und nicht grade neue Gedanke ist keineswegs so allgemeingiltig, wie er scheint; es gibt allerlei zwar momentane, aber ganz positive Gefühle und Vorstellungen, die sich dagegen auflehnen in uns, und auf die der Dichter ungleich mehr Wert legt. Denn allgemeine Gedanken oder ideale Tendenzen kann der Dichter, auch wenn er es wollte, überhaupt nicht beweiskräftig ausdrücken; er kann immer nur eine Fühlung zum Leben von ganz bestimmten persönlichen Zuständen aus mit seinen Ausdrucksmitteln glaubhaft machen, gleichviel ob in lyrisch-subjektiver oder episch-objektiver Form, oder in der dramatischen, die ja beide Darstellungsarten vereinigt. Wo er humane Ideen benutzt, nimmt er sie stets nur als Mittel zum Zweck, als Augenblicksäußerungen seelischer Zustände, die sich gegenseitig e r g ä n z e n, also

gewissermaßen als Dissonanzen zwischen Menschheit und Gottnatur, die er harmonisch zu lösen hat. Denn jedes solches Ideal ist Kritik an der Realität; der Dichter aber, wie überhaupt der Künstler, will gerade durchaus nicht kritisieren, er will eine bildliche Fühlung zum Leben schaffen, die alle kritischen Widersprüche gegen die Schönheit und Herrlichkeit des ganzen lebendigen Daseins ausschließt. Das ist der Idealismus des Künstlers; und diesen Idealismus hat jeder Künstler, auch wo sein Rohstoff dem oberflächlichen Blick häßlich oder schrecklich erscheint, was so gemeinhin Naturalismus heißt. Wer sich dann durch das Gebilde des Künstlers in der Tat vollkommen befriedigt fühlt, den hindert freilich nichts und niemand, darin nach irgend einer idealen Richtschnur für seine eigne Gefühlswelt zu suchen; die kann aber dann unter Umständen der Meinung oder Absicht des Künstlers sogar schnurstracks zuwiderlaufen, wie z. B. heutigen Tages mancher renommistische Bierstudent in Falstaff ein nachahmenswerteres Vorbild als in dem Prinzen Heinrich sieht, was wohl kaum im Sinne Shakespeares gelegen hat. Ich möchte Sie also wiegesagt bitten, von jedem solchen Nebengedanken beim Anhören meiner Vorlesung so sehr wie möglich abzusehen und vor allem auf die Entwicklung zu achten, die das Gefühlsleben der beiden Gestalten in ihrem Verhältnis zu einander wie zur Umwelt allmählich durchmacht. Ich glaube, Sie werden dann schließlich von selbst wahrnehmen, wie aus den mannigfachen Zusammenbrüchen, die hier das innere wie äußere Schicksal den Illusionen dieser Zwei Menschen bereitet,

eine ungleich stärkere Lebensfreude aufsteigt, als irgend ein philosophisches, moralisches oder sonstwie humanes Ideal bieten kann, nämlich ein immer erneuter Anreiz für die natürliche Schaffenslust; die unter anderm auch neue Ideale schafft, sobald irgend ein altes sich überlebt hat.

Werte Anwesende!

Ich pflege meine Programme immer auf eine möglichst geschlossene Stimmungsfolge hin zusammenzustellen; es kommt mir nicht so sehr darauf an, aus einer Ansahl verschiedener Dichtungen allerlei sinnlich interessante Einzeleffekte herauszuschlagen, als vielmehr eine möglichst organische Gesamtwirkung auf Geist und Gemüt zu hinterlassen. Heute nun will ich Ihnen zuerst eine Auswahl s o z i a l e r und dann eine Reihe e r o t i s c h e r Dichtungen vortragen, und da möchte ich Sie bitten, diese Dichtungen nicht von irgend einem politischen, moralischen oder sonstigen Parteistandpunkt aus aufzufassen, sondern eben lediglich als dichterischen Ausdruck von starken Triebkräften, die unsre Zeit besonders lebhaft bewegen und neue Lebensgestaltung heraufführen. Ich hoffe, Sie werden dann merken, daß der Dichter nichts weiter will als solche natürlichen Triebe und Kräfte in Schönheit darstellen. Und ich hoffe ferner, mein Vortrag wird Ihnen zu Gemüte führen, daß solche Art Darstellung seelischer Naturgewalten keinem wie auch immer beschaffenen Ideal irgend einer Partei oder Einzelperson zuwiderlaufen kann, daß

im Gegenteil alle diese Gefühlskräfte — moralische, politische, ästhetische u. s. w. — eine die andre tragen und stützen, daß sie ohne einander überhaupt nicht bestehen könnten, und daß sie alle, auch die sozialen Gefühle, letzterdings auf Selbstentfaltung individualer Lebenswerte hinauslaufen, auf Instinkte einer humanen oder religiösen Erotik, gut deutsch gesagt: einer liebevollen Inbrunst, die tief in jedem Einzelwesen wurzelt, und die uns entweder zu andern Einzelwesen treibt oder bei besonders lebhafter Kraftfülle zu einem ganzen Verband von Einzelwesen, einem Volk, einer Menschheit, und noch darüber hinaus zu einem Weltwesen, einer Gottheit.

Werte Anwesende!

Ich will heute den ziemlich gewagten Versuch machen, Ihnen lauter eigene Märchen vorzulesen. Es wird wohl bei den meisten Hörern ein grundsätzliches Vorurteil gegen Kunstmärchen bestehen; und ich muß selbst bekennen, daß ich früher eine Abneigung gegen diese Dichtungsart hatte, bis ich einmal in die väterliche Zwangslage geriet, meinen Kindern ein neues Märchen zu erzählen, und dann nicht unterlassen konnte, es auch aufzuschreiben. Natürlich suchte ich das nachher vor meinem poetischen Gewissen zu rechtfertigen, und so gelangte ich zu der Einsicht, daß sich ein grundsätzliches Vorurteil gegen das Kunstmärchen eigentlich durch nichts begründen läßt. Auf alle Fälle steht fest, daß auch die sogenannten Volksmärchen, die man heute als passendste Kindermärchen

preist, anfangs Erzeugnisse der Dichtkunst für erwachsene Hörer gewesen sind. Die literarische Forschung hat aufgedeckt, daß hinter diesen simpeln Geschichten ursprünglich allerlei tiefsinnige moralische Legenden, religiöse Naturmythen, heroische Kulturfabeln u. dergl. gesteckt haben, die erst durch die Überlieferung von Mund zu Mund — zunächst durch Sänger — und Bänkelsängermund, später dann auch durch andre Leute — auf ihre jetzige Form vereinfacht, zumteil auch verplattet und verballhornt worden sind. Es wird also lediglich darauf ankommen, ob der Dichter noch heute Motive aufzufinden weiß, die sich für diesen doppelten Gestaltungsprozeß eignen, erstens für den ursprünglich künstlerischen, und zweitens für den nachträglich volkstümlichen. Seitdem durch den Buchdruck das Dichterwort viel mehr als früher festgelegt wird, scheint freilich der umgestaltende Volksmund ziemlich ausgeschaltet zu sein; aber das ist indertat nur scheinbar. Wir können in jeder Kinderstube wahrnehmen, daß sogar noch die altbekannten Hausmärchen nicht etwa in der literarischen Fassung der Grimmschen Ausgabe vorgelesen werden, sondern in allerlei Umarbeitungen; oder, wenn die lieben Mütter und Großmütter, Tanten und Onkels auch nur einige freie Erzählergabe besitzen, dann lassen sie jedes Buch beiseite und ändern lieber selbst frisch drauf los. Und ebenso wird es immer wieder auch mit den neueren Märchen gehalten werden, vorausgesetzt daß sie überhaupt den Erwachsenen reizen, sie Kindern wiederzuerzählen; da wird natürlich der Eine diese, der Andre jene Einzelheit für zu weitschweifig oder zu knapp

erachten, oder für unpassend oder unverständlich, und so vollzieht sich allmählich die Abschleifung. Was für Märchen sich eignen zu solcher volkstümlichen Umgestaltung, ist also lediglich eine Frage der Zeit, d. h. der dauernden Nachwirkung, und kann von keinem Zeitgenossen des Dichters entschieden werden. Die Dichter selbst aber, die neue Märchen erfinden, werden wohl alle das Vertrauen haben, daß irgendetwas darin steckt, was kindliche oder kindlich gebliebene Gemüter auf die Dauer zu fesseln vermag; und in diesem Vertrauen will ich Ihnen jetzt vorlesen.

Werte Anwesende!

Nach der Ankündigung meines Vortrages in den hiesigen Zeitungen gingen mir aus dem Leserkreis — wie das gewöhnlich bei solcher Gelegenheit geschieht — ein paar Briefe von Literaturfreunden zu, worin mir nahegelegt wurde, ich möchte hier zur Einleitung in meine Gedichte einiges Aufklärende über die Grundzüge meiner poetischen Weltanschauung sagen. Für diese liebenswürdige Aufforderung sage ich hiermit meinen besten Dank, muß sie aber leider wie immer unerfüllt lassen. Ich bin der Meinung, daß es unmöglich ist, Kunstwerke durch solche Erklärungen irgendwem seelisch näher zu bringen, geschweige das ganze Wesen eines Künstlers. Ich könnte Ihnen freilich allerlei Aufschlüsse über Motive, Ideen, Sujets, Komposition und sonstige Technik meiner Dichtungen geben; aber damit würde ich Ihnen nicht im

geringsten das begreiflich machen, was der Dichter eigentlich mitteilen will. Jedes Kunstwerk will ein Gefühlsbild sein, das zu liebevollem Mitgefühl reizt; nichts weiter. Erklärungen der Bildlichkeit aber richten sich stets blos an den Verstand, führen also den Hörer oder Betrachter nur weg von dem erwünschten Gefühlsverständnis. Auch z. B. ein liebevoller Rezensent — und hier in Ihrem entzückenden Friedensland gibt es ja wirklich noch Exemplare dieser seltenen Species —, also ein solcher Rezensent kann mit seiner herzlichen Auslegung irgendeines Kunstwerkes zwar auch unser Gefühl bewegen, aber dann erstreckt sich die Gefühlsbewegung eben nur erst auf die Rezension, noch lange nicht auf das rezensierte Werk. Dieses Mitgefühl läßt sich nur erlangen durch gläubige Anschauung oder Anhörung des Werkes selbst, nötigenfalls durch oft wiederholte Betrachtung, bis man es sozusagen auswendig kann — par coeur, wie es tiefsinnig im Französischen heißt; wer dann inwendig beim besten Willen immer noch nichts zu spüren vermag, dem hilft kein Verstand der Verständigen. — Natürlich kann es psychologisch ganz interessant sein, wie ein Künstler über Entstehungsgründe, Wirkungsmittel und Gestaltungszwecke seiner Kunstwerke im besonderen und der Kunst im allgemeinen denkt; aber mit dem Eindruck der Werke auf andre Menschen hat das schlechterdings nichts zu tun. Und außerdem sind diese Probleme noch philosophisch so verzwickt, daß sie sich nicht im Handumdrehen abwickeln lassen. Also statt Ihnen hier ein paar wohlfeile ästhetische Phrasen vorzudrechseln, die Sie nach längstens

fünf Minuten doch schon wieder vergessen hätten, will ich Ihnen lieber einen kleinen Scherz aus meinem Leben erzählen, der ein ziemlich ernsthaftes Licht auf diese ganze Frage wirft. Ich saß einmal zu einem Porträt Modell, und nach der ersten Sitzung sagte der Maler (oder eigentlich war's eine Malerin): „Sie haben das unnormalste Gesicht, das mir je begegnet ist." Ich wußte nicht, ob ich das für ein Kompliment oder eine Malice halten sollte, und erwiderte deshalb nur „Hm." In der fünften Sitzung sagte mir diese Dame (sie hatte die vorige Bemerkung inzwischen offenbar vergessen): „Sie haben eins der normalsten Gesichter, die ich bis jetzt gesehen habe." Ich erwiderte abermals „Hm". In den folgenden Sitzungen hat sie dann nichts dergleichen mehr gesagt, sondern möglichst eifrig gemalt, und das Porträt ist ganz passabel geworden. Nun, meine Damen und Herren, ich glaube: wie es dieser Künstlerin vor der Natur erging bei der Betrachtung ihres Modells, so ergeht es andern empfänglichen Menschen auch bei der Betrachtung von Kunstwerken, die sie nicht auf den ersten Blick begreifen. Sie sehen zunächst nur die Abnormität, die ungewohnten Ausdrucksmittel, aber bei öfterem und genauerem Zusehen entdecken sie dahinter schließlich eine neue Norm, sich das Leben vorzustellen: einen Gefühls- und Gedanken-Zusammenhang, auf den sie vorher noch nie geachtet hatten, der aber doch in ihrer Seele (und auch in andern Menschenseelen) sein verborgenes Wesen treibt, der sich also Achtung und Neigung verschaffen kann und dann allmählich Gewohnheitsrechte erlangt. Und wenn nun

manches in den Gedichten, die ich Ihnen jetzt vorlesen will, manchem unter Ihnen vielleicht spanisch oder böhmisch vorkommen sollte, aber trotzdem den Eindruck machen sollte, daß es amende doch wohl *deutsch und vor allem menschlich* sein könnte, und wenn Sie es dann in den nächsten Tagen zuhause im stillen Kämmerlein noch ein paarmal daraufhin durchlesen wollten, dann würde ich mit diesem Erfolg unsrer Zusammenkunft meinesteils völlig zufrieden sein.

Luxemburg, April 1914

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Juni 1891 Tägliche Rundschau

Georg Herwegh, Gedichte eines Lebendigen

Sie liegen hinter uns, die Freiheitsträume, denen der tote Dichter seine ersten Lieder sang, und schon Heine hat dem „klirrenden Jubel“ der „eisernen Lerche“ seinen spottenden Drosselpfiff nachgeschickt. Aber die schmetternde Sehnsucht dieser Klänge ergreift uns noch immer, und hinter dem Streit um ein begrabenes Tagesideal fühlen wir bezaubert den ewigen Kampf der Jugend gegen die Unerfüllbarkeit ihrer heiligsten Lust. So passen diese Gedichte wieder echt zur Stimmung unsrer Zeit mit ihrer Zukunftsschwärmerei und ihrer ringenden Schwermut, und mancher junge Wiederkäuer unsrer Alltagswirklichkeit könnte sich, was den „Naturdichtern“ von damals galt, heute doppelt gesagt sein lassen:

> Doch wenn einmal ein Löwe vor Euch steht,
> Sollt Ihr nicht das Insekt auf ihm besingen!

Jene sind verschollen, Herwegh ist noch immer der „Lebendige“. Ihn trieb in Wahrheit der Geist und nicht die Mode seiner Zeit; und ob er auf der „Zinne der Partei“ stand, er sah von da aus weiter in's Land, als Mancher, der ihn darum schmähte. Freilich, ihm bedeutete Partei und Volk noch mehr als Suppenschüssel blos und Brotkorb; es war Adel in seiner Parteigängerschaft, ritterliche

Gerechtigkeit spricht selbst aus seinem Zorn, und seine bittersten Lieder kamen erst ans Licht, als er in Einsamkeit gestorben war. Denn seine politischen Erfahrungen durften wohl sein schwärmerisches Herz verbittern. Aber in diesen frühesten Gedichten ist seine Künstlerschaft noch unzersetzt vom Mißmut des Politikers, und in Gesängen wie „der Gang um Mitternacht“ oder „Aufruf“ und zumal in vielen der kostbaren Sonette fühlen wir die vollen Pulse einer lyrischen Schönheit, die noch heute der letzten Entwicklung wartet, und den feurigen Atem einer Gegenwart, die immer wiederkehren wird. Nicht und nie zu vergessen des urdeutsch schaurigen Reiterliedes „Die bange Nacht ist nun herum“ mit seiner lachenden Todesschwermut.

gez. R. D.

September 1900

Ernst Große. Kunstwissenschaftliche Studien.

Der geistvolle Freiburger Gelehrte gibt hier unter sehr bescheidenem Titel die Quintessenz seiner teils höchst bedeutenden, teils aber auch recht hochmütigen Erkenntnisse und Meinungen über Wesen, Ursachen und Wirkungen des künstlerischen Schaffens. Wie schon in seinen früheren ästhetischen und kulturellen Untersuchungen folgt man ihm willig überall da, wo sich sein außerordentlicher Scharfsinn an der logischen Zerlegung unbestimmter Begriffe und an der physiologischen Zusammenfassung unbeachteter Tatsachen erproben kann; auf Schritt und Tritt

weist er der Wissenschaft da neue Ziele wie Wege. Besonders das Kapitel, worin er die Zusammenhänge von Kunst und Rasse auf Grund der Unterschiede zwischen Rasse und Volk behandelt, gehört ganz fraglos zu den glänzendsten Leistungen der werdenden exakten Ästhetik. Dagegen kommt er über die Prinzipienreiterei der älteren Schule nicht ein Haar breit hinaus, sobald es sich um psychologische und metaphysische Probleme handelt; da nehmen sich seine hochtrabenden Tautologieen, neben der von ihm verspotteten „höheren Magie" der spekulativen Kunstphilosophen, zuweilen sogar wie fauler Zauber aus. So, beispielsweise, wenn er seine Ansichten über die wesentliche Verschiedenheit von Talent und Genie in den Satz gipfeln läßt: „Die Eigenart eines genialen Kunstwerkes besteht in seiner Ursprünglichkeit" — mit andern Worten: Die Eigenart eines wirklich eigenartigen Werkes besteht in seiner Eigenart! — Es scheint also, daß seinem Scharfsinn der Tiefsinn mangelt; er hat zwar eine starke geistige und sinnliche, aber keine unmittelbar seelische Spürkraft. Dies tritt am unangenehmsten hervor in seinem zwiespältigen Verhältnis zu historisch anerkannten und zu noch nicht historischen Kunstwerken. Jene weiß er mit sicherer Sachlichkeit und reiner Genußfreude ins Feinste zu würdigen; aber aller neueren Kunst steht er genau so unsicher und deshalb unduldsam gegenüber, wie jeder andere Professor und dünkelhafte Recensent. Er ist zwar geistvoll genug, sich nicht blos auf sein traditionelles Gefühl zu versteifen, und konstruirt sich demgemäß — für einen Kathedermann recht kühn — ein pessimistisches Dogma

über den schädlichen Einfluß der Wissenschaften auf die Künste; aber er bleibt uns den Nachweis schuldig, wieso z. B. Goethe noch straflos unter dem Farbenspectrum der Naturforschung wandelte, neuere Dichter angeblich nicht. Alles in Allem ein Buch, das jeder Kunstfreund mit derselben hochsinnigen Zweifellust lesen sollte, mit der es geschrieben ist, übrigens in einem musterhaft klaren und eigentümlich fesselnden Stil.

gez. I. S. I.

Oktober 1900

Ernst Häckel. Die Welträtsel

Für die Bedeutung des Werkes ist der überraschende Erfolg bezeichnend. Binnen Jahresfrist hat es trotz seines gründlich wissenschaftlichen Charakters schon eine Auflage von 10000 Exemplaren erreicht und eine ganze Literatur von Broschüren hervorgerufen, besonders aus feindlichen Lagern. Der Wahrheitseifer des berühmten Gelehrten, unterstützt durch seine gewandte und schwungvolle Sprache, hat alle Dunkelmänner begreiflicher Weise aus dem Häuschen gebracht, und je mehr sie wider den Antichrist zetern, umso mehr Hörer findet er natürlich. Auch einige Lichtfreunde können freilich ein leises Kopfschütteln nicht unterdrücken, wenn der Professor der Naturwissenschaft, in dem Bestreben, die Welträtsel möglichst aus der Welt zu schaffen, sich vor dem ganzen Gebiet der sogenannten Geheimwissenschaften einfach die Augen verbindet. Diesen vorläufig noch nicht erklärten

Tatsachen gegenüber ist er ein ebenso unkritischer Dogmatiker, wie die Leute, die eine übernatürliche Kraft dahinter vermuten; nur daß er sich auf ein negatives Dogma versteift, wo jene positiv gläubig sind. Auch in seinem Kampfe gegen den religiösen Wunderglauben schüttet er mit allerhand unsauberem Weihwasser manch reines Kindlein aus, so beispielsweise, wenn er nicht bemerkt, daß die Dreieinigkeitslehre schließlich nicht unbegreiflicher ist, als die Zweieinigkeit von „Kraft und Stoff". Trotz solcher philosophischer Oberflächlichkeiten ist aber das Werk für Jeden, der das Bedürfnis einer einheitlichen Weltanschauung hat, ein kaum entbehrlicher Wegweiser, soweit es sich um die bahnbrechenden Entdeckungen des physiologischen Materialismus handelt. Besonders der reiferen Jugend sollte es als heilsames Gegengift gegen allerlei unreifen Idealismus recht nachdrücklich auf den Weihnachtstisch gelegt werden.

gez. I. S. I.

Dezember 1900

Kurt Breysig. Kulturgeschichte der Neuzeit
Band 1: Aufgaben und Maßstäbe

Dies Werk kann nicht warm genug begrüßt werden, vor allem als ein Zeichen, daß auch die offizielle Wissenschaft allmählich wieder beginnt, von der Einzelforschung zu umfassenden Gesichtspunkten aufzusteigen. Der Verfasser ist Professor an der Universität Berlin, und es ist sehr ergötzlich, mit welcher ironischen Bescheidenheit er sich bei den Kollegen von den diversen Specialfakultäten

für sein vermessenes Unterfangen entschuldigt. Nach dem vorliegenden ersten Bande zu urteilen, darf man hier wirklich die neue, methodisch neue Universalhistorie erwarten, die schon seit Jahrzehnten das Bedürfnis aller Gebildeten ist: eine Entwickelungsgeschichte der Kultur, die uns das Wachstum der Nationen international begreifen läßt, in ihren soziologischen wie psychologischen Zusammenhängen, auf Grund der idealen Instinkte des europäischen homo sapiens. Ohne je in leere Allgemeinheiten zu verfallen, werden die systematischen Aufgaben und Maßstäbe einer solchen Menschheitskunde festgestellt, mit einer selbst in der Wissenschaft seltenen Unparteilichkeit gegenüber allen politischen, sozialen, religiösen und ästhetischen Streitfragen, weil eben aus rein historischem und wahrhaft universalem Geist heraus. Wenn die folgenden Bände halten, was dieser erste grundlegend verspricht, so darf der Verfasser mit Recht von sich sagen, sein Werk wende sich „nicht nur an die Freunde der Geschichte, sondern an Jeden, dem das Wissen um den Menschen und seine Seele am Herzen liegt".

gez. I. S. I.

Mai 1901

Benedict Friedländer. Die vier Hauptrichtungen der modernen sozialen Bewegung, kritisch und vergleichend dargestellt

Die Krisis, in der sich die sozialistischen Schulmeinungen, besonders die der sozialdemokratischen Partei, zur Zeit

befinden, macht einen Führer durch dies Labyrinth utopischer Irrtümer und fundamentaler Wahrheiten geradezu unentbehrlich. Eine unbarmherzige Logik, unerschrockenes Mitgefühl und vor allem ein völlig unabhängiger Charakter müssen außer gründlicher Sachkenntnis von einem solchen Führer verlangt werden, und in der Tat besitzt der Verfasser diese selten vereinten Eigenschaften in selten entwickeltem Grade. Der vorliegende 1. Teil seines Werkes beschäftigt sich überwiegend mit der Widerlegung der nicht mehr haltbaren kommunistischen Lehrsätze, also mit den auf Karl Marx zurückzuführenden Dogmen der deutschen Sozialdemokratie und mit den verschiedenen anarchistischen Programmen. Unter Anerkennung des temporären, sozialkritischen wie organisatorischen Wertes dieser Tendenzen wird ihre positive Unfruchtbarkeit für die Zukunft nachgewiesen, desgleichen die Unwissenschaftlichkeit ihrer meisten Theoreme. Der Verfasser stützt sich dabei hauptsächlich auf Eugen Dührings lange verkanntes, allmählich immer mehr Boden gewinnendes System der sozialitären Ökonomie, steht aber auch diesem bahnbrechenden Denker völlig selbständig gegenüber, und seine mehrfachen eigenen Untersuchungen, z. B. über das „Recht der Minoritäten", machen gespannt auf den zweiten Teil des Werkes. In diesem ersten hat er sich leider, wie seinerzeit auch Dühring, von seinem Gerechtigkeitsgefühl zu manchen zwar begreiflichen, aber nicht grade zweckdienlichen Zornausbrüchen gegen die vorsätzliche Verranntheit der sozialistischen Parteipäpste und ihrer Apostel hinreißen lassen; zuweilen streift dies

Übermaß von Ehrlichkeit sogar schon an Ungerechtigkeit. Einen einseitigen, aber genialen Geist vom Range Hegels zum „Universitätsprofessor“ abzustempeln, gar auf Schopenhauers ebenso einseitige Autorität hin, ist schlechterdings ungehörig. Und Marxens zwar vielfach überschätzte, aber immerhin schätzenswerte Verdienste um die ökonomische Syntax dadurch abzutun, daß man die nicht anfechtbaren Bestandteile seiner Deduktionen „wohlfeile Trivialität“ nennt, ist selbst so wohlfeil und trivial wie nur möglich. Bekanntlich lagen alle Wahrheiten einmal „auf der Straße“, und es kam stets nur darauf an, wer sie aufhob; und welcher Wert sogar in mutig aufgegriffenen Irrtümern liegen kann, hat der Verfasser doch bei andern Leuten (Krapotkin, Most etc.) selber mit Nachdruck hervorgehoben. Abgesehen aber von dieser temperamentellen Ungleichheit der Maßstäbe ist sein Verfahren durchweg ein Muster kritischer Gewissenhaftigkeit, und man darf wohl erwarten, daß der zweite Teil des Lehrbuches, da er die positiven Ergebnisse der sozialen Bewegung behandeln soll, von solchen Mißgriffen frei sein wird.

gez. I. S. I.

Mai 1901

Professor Dr. Siegmund Günther, Geschichte der anorganischen Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert

Das nahezu tausend Seiten starke Werk ist ein Teil der großen Encyclopädie „Das 19. Jahrhundert in Deutschlands Entwickelung“, worin die verschiedenen Gebiete unseres

Kulturlebens unter angemessener Berücksichtigung des Auslandes von bewährten Fachmännern historisch und kritisch abgehandelt sind. Der vorliegende Band beleuchtet die Fortschritte der Astronomie, Physik, Chemie, Mineralogie, Geologie und allgemeinen Erdkunde, samt ihren Grundlagen, Nebenfächern und Grenzgebieten, wie z. B. der höheren Mathematik, Spektralanalyse, Elektrotechnik, Meteorologie, Pflanzenphänologie, Paläontologie, Astrophysik, Psychophysik, Hygiene etc. Die Vortragsweise des Verfassers nimmt überall Rücksicht auf den gebildeten Laien, und besonders anerkennenswert ist sein Bestreben, die einzelnen fachwissenschaftlichen Entdeckungen in stete Beziehung zu einander und zu den allgemeinen Gesichtspunkten der Erkenntnistheorie zu setzen. Die weittragenden Anregungen, die durch eine umfassende Persönlichkeit vom Schlage Alexander v. Humboldts oder durch eine universelle Idee, wie die Robert Mayers, in die Wissenschaft geflossen sind, werden gebührend höher eingeschätzt als alle stupenden Leistungen der Spezialkoryphäen, und auch den naturphilosophischen Spekulationen aus dem ersten Drittel des Jahrhunderts steht der Verfasser nicht mit dem üblichen Hochmut der „modernen Exaktheit“ gegenüber. Immerhin hätte noch deutlicher gezeigt werden können, daß ohne diese kosmosophische Propädeutik der Menschengeist für die umwälzende Idee des „energetischen Prinzips“ garnicht empfänglich geworden wäre, und daher auch die Herren Gelehrten nicht. Wenn man sieht, wie neuere Physiker und Physiologen wieder mit Deductionen zu operieren beginnen, die trotz veränderter Terminologie

im Grunde auf Schelling und besonders Hegel zurückgreifen, so kommt man zu der Überzeugung, daß eine spätere Geschichtschreibung den letztgenannten Philosophen in ein ähnliches Verhältnis zu Robert Mayer stellen wird, wie Spinozas Genie zu dem Newtons. Die Hoffnung des Verfassers, daß die „Erweiterung und Schärfung unserer Sinne", als die sich die Verbesserung der wissenschaftlichen Methoden und Instrumente auffassen läßt, auch in das 20. Jahrhundert fortwirken und „noch glänzendere" Errungenschaften der Naturerkenntnis zeitigen wird: diese Hoffnung kann sich jedenfalls nur dann erfüllen, wenn erst die Philosophie aus ihrem jetzigen Zustand der bloßen Kritik wieder zu irgend einem positiven Idealismus gedeihen sollte, denn nur von diesem sind neue Ideen universalen Charakters zu erwarten. Hoffentlich schwindet dann auch die Ängstlichkeit, mit der die große Mehrzahl der naturforschenden Gelehrten sich immer noch dagegen wehrt, gewisse mystische Phänomene in den Kreis der Experimentalphysik zu ziehen. Von dieser Ängstlichkeit ist auch der sonst vorurteilsfreie Verfasser nicht freizusprechen, der sich doch metaphysischen Mut genug gewahrt hat, eine stetige Annährung der Wissenschaft an das Ideal der sogenannten Laplaceschen Weltformel anzunehmen. gez. I. S. I.

September 1901

Prof. F. Tuhdichum. Die wahren Lehren Jesu

Der hochbetagte Tübinger Gelehrte setzt hier sein mutiges Säuberungswerk an der christlichen Überlieferung fort und

faßt den positiv glaubwürdigen Inhalt der neutestamentlichen Schriften zusammen, nachdem er bekanntlich in den „Kirchlichen Fälschungen" dargelegt hatte, was Alles bei dem gegenwärtigen Stande der Bibelforschung negiert werden muß. In der Einleitung wird zunächst ausgeführt, daß nur die ersten drei Evangelien (Matthäus, Marcus, Lucas) unzweifelhafte Nachrichten über Leben und Lehre Jesu enthalten, obwohl auch in diese sich Sagenhaftes und später Erfundenes eingeschlichen hat. In systematischer Ordnung sind dann die Lehrsätze nebst Parabeln („Gleichnisse") zusammengestellt, zunächst die über Gott, vermeintliche Strafen Gottes, Verwerfung der Opfer und der Priesterschaft, Gebet, Liebe zu Gott und dem Nächsten, Ausbreitung der Herrschaft Gottes, hierauf in eingehender Würdigung die zahlreichen Aussprüche über die wichtigsten Einzelpflichten des Menschen. Den Schluß macht eine Untersuchung über die letzten Ziele Jesu und über den Anfang zu ihrer Verwirklichung durch seine Schüler („Jünger"). Es wird darin nachgewiesen, daß Jesus Befreiung vom überlieferten Gesetz verlangt hat, daß seine Schüler in seinem Geiste diese Freiheit betätigten, und daß es nicht erst des sogenannten Apostels Paulus bedurfte, die wahrhaften Anhänger Jesu auf den rechten Weg zu bringen. Die Aussprüche des Heilands sind überall in vollem Wortlaut nach den Evangelien mitgeteilt, unter sorgfältiger Prüfung aller Lesarten und textkritischen Hilfsmittel, sodaß der Leser imstande ist, über Inhalt und Auslegung selbst zu urteilen. Zuweilen wird man mit der etwas gar zu nüchternen Vorführung Jesu als eines blosen

„Lehrers“ nicht ganz einverstanden sein; auch scheint es, trotz des philologischen Sprachgewissens, kaum wünschenswert, für diesen großen Gesetzgeber und Dichter der Menschheit das ehrwürdige, alteingewurzelte Wort „Meister“ aus dem Volksmund auszumerzen, selbst angenommen, daß es möglich wäre. Aber abgesehen von solchen Nebendingen ist das Buch mit seinem reinen Wahrheitseifer gar nicht hoch genug zu schätzen, und jeder Mensch von echtem Selbstgefühl sollte zu seiner Verbreitung beitragen.

gez. I. S. I.

Mai 1901

Albrecht Wirth, Volkstum und Weltmarkt in der Geschichte

Das Buch ist eine Weltgeschichte in großen Zügen und stellt die Entwickelung sämtlicher Kulturnationen auf Grund der Rassenverhältnisse dar; Altertum und Neuzeit, die alten und die neuen Weltteile, Festland und Übersee, gesittete wie wilde Völker, sind mit der gleichen fesselnden Anschaulichkeit, Eindringlichkeit und Sachkenntnis behandelt. Die erstaunliche Wissensfülle des Verfassers macht sich nirgends gelehrtenhaft breit; überall faßt ein geistreicher, durch weite Reisen gebildeter Weltmann seine Spezialstudien souverain zu allgemeinen Erfahrungslehren zusammen. Beinahe überreich an neuen Gesichtspunkten, entgeht freilich auch er nicht immer dem alten Fehler der Rassepsychologie, aus vorgefaßten Sympathien willkürliche Maßstäbe zu konstruieren. Zwar betont er theoretisch mit seltener Klarheit, daß der Rassencharakter nur

ein imaginäres Postulat der Ethnologie ist, wie etwa die Molekularhypothese der Chemie, ein elementarer Hilfsbegriff für Erforschung der realen, zum Volksbewußtsein erwachten, staatlich gesonderten Blutmischungen; aber im praktischen Einzelfall passiert es ihm trotzdem, daß er Volkstum und Rasse durcheinander wirft, z. B. wenn er das moderne Deutschland gegen das Chinesentum herausstreicht und eigentlich blos den germanischen Urtyp im Auge hat. Auch den Kulturbegriff führt er nicht allenthalben in voller Reinheit durch, was um so auffälliger ist, als er ihn selber in der Einleitung so rein wie möglich präzisiert: „Kraft ihrer geistigen Anlage schafft sich die Rasse eine eigene Formenwelt, Formen des Hauses, der Waffen, der Kleider, der Geräte: eine Zivilisation. Zugleich schafft sie eine Vorstellungs- und Gedanken-Welt: eine Kultur. Zwischen beiden Welten steht die Sprache; sie ist zugleich Form und Gedanke. Zivilisation kann ganz, Sprache nur halb von Fremden aufgenommen werden; Kultur aber ist, außer durch Blutmischung, schlechthin unübertragbar.“ Trotz dieser grundlegenden Einsicht operiert er später ganz unbedenklich mit der üblichen Kulturphrase und sagt z. B. den Japanern nach, ihre Kultur setze sich aus chinesischen und indischen Bestandteilen zusammen, während er lediglich gewisse Einflüsse der Zivilisation meinen kann, aus denen das Inselvolk kraft seiner heterogenen Rassenelemente eine völlig eigentümliche Kultur entwickelt hat. Überhaupt macht die Tendenz sich bemerkbar, zivilisatorischen Import zu überschätzen; es scheint dies nicht blos auf der Neigung des Verfassers zur

modernen Kolonialpolitik zu beruhen, sondern wiederum auf einer Rassensympathie, nämlich auf dem Glauben an die ewige Kulturmission der Arier. Jedem Europäer und besonders jedem Deutschen mag das Herz bei diesem Glauben aufgehen; aber man soll ihn nicht als Wissenschaft ausgeben. Solange die rätselhaften altindianischen Kulturen in Peru und Mexiko, die der Verfasser wohlweislich nur in einer winzigen statistischen Notiz erwähnt, ihres anscheinend autochthonen Charakters nicht entkleidet sind, so lange steht die Hypothese von dem mesopotamischen oder gar skandinavischen Ursprung aller Kulturen auf durchaus tönernen Füßen. Mit diesem Einwand soll der Wert des Buches natürlich nicht im mindesten angetastet werden. Es bietet im Gegenteil gerade da, wo es den vorsichtig Lesenden zum Widerspruch reizt, die fruchtbarsten Anregungen; und das Verdienst, die wesentlichsten Bedingungen für die Entstehung und Fortbildung starken Volkstums allseitig beleuchtet zu haben, ist in unserer von nationalen Kämpfen und internationalen Machtgedanken bewegten Zeit selbst gegnerischerseits uneingeschränkt anzuerkennen. gez. I. S. I.

Mai 1901

Kurt Mey. Die Musik als tönende Weltidee
Teil I: Die methaphysischen Urgesetze der Melodik

Der Verfasser wendet sich mit berechtigtem Selbstbewußtsein nur an solche Leser, die über eine gründliche

ästhetische wie philosophische Bildung verfügen; insbesondere setzt er die genaue Kenntnis Schopenhauers und Richard Wagners voraus. Man braucht seine Meinung, daß wir diesen beiden Geistern die bisher höchsten Offenbarungen der Weltweisheit und Kunst zu danken haben, keineswegs zu teilen und muß den Ergebnissen seiner durchaus selbständigen Forschungen dennoch grundlegenden Wert beimessen. Er weist nach, daß bestimmte melodische Richtungsgesetze existieren, die den musikalischen Ausdrucksmitteln — soweit die Musik nicht blos schematische Kontrapunktik ist — mit absoluter Notwendigkeit einen spezifisch symbolischen Charakter verleihen, sodaß sich die verschiedenen Gattungen als konstante Formeln für bestimmte psychische und kosmische Prozesse oder Qualitäten herausstellen, die musikalische Idee dagegen als intuitive Combination solcher Formeln. Dies wird im Einzelnen theoretisch durchgeführt und an zahlreichen Beispielen besonders aus Wagners Nibelungenring, doch auch aus Werken älterer Meister, praktisch erläutert, und hoffentlich wird auch die „exakte" Wissenschaft, also die physiologische Ästhetik, aus diesen Aufklärungen über das Wesen der „Motive" Nutzen ziehen. Denn der Verfasser befindet sich im Irrtum, und in einem seltsamen Widerspruch mit seiner eigenen mystischen Weltanschauung, wenn er annimmt, daß die von ihm entdeckten „metaphysischen Urgesetze nicht auf Grund einer Naturkraft wirken". Er übersieht, daß selbst die mechanischen Naturgesetze der Physik auf der völlig mystischen Äther-Hypothese beruhen und daß umgekehrt

auch jedes mystische Weltgesetz seine Wirksamkeit nur an der wirklichen Natur erweisen kann, also eben auf Grund ihrer Wirkungskraft; die „Welt als Wille“ ist nicht denkbar ohne die „Welt als Vorstellung“, beide bedingen sich gegenseitig in ihrem Wirken. Überhaupt geht er unklar mit dem Weltbegriff um; bald bedeutet ihm dieser den ganzen Kosmos einschließlich der Erscheinungswelt, bald nur die Weltseele, bald sogar nur die irdische Weltentwickelung. Zu diesem logischen Selbstbetrug wird der sonst sehr gewissenhafte Denker lediglich durch das bornirte Vorurteil verführt, das die Musik, zumal die Wagner'sche, auf einen isolirten Ehrenthron über die anderen Künste setzen möchte. Weil die Musik — so folgern diese Fanatiker der Weltseele — keiner räumlich wirkenden Ausdrucksmittel bedarf, so werde die Wahrnehmung des unendlichen Wesens hier am wenigsten durch greifbare Erscheinung verfälscht. Mit demselben Recht könnte ein Fanatiker der Erscheinungswelt die Malerei als höchste der Künste proklamiren, weil sie der zeitlichen Ausdrucksmittel nicht bedarf, uns also die Anschauung des ewigen Daseins am reinsten vermitteln könne. Der wahrhaft universale Philosoph wird in der Kunst die Ausstrahlung beider Wesensseiten der „Welt“ erblicken, des „Dinges an sich“ wie des „Scheines der Dinge“; das heißt, er wird sie in der gegenseitigen Ergänzung aller Künste finden, nicht aber in der Verquickung einzelner von ihnen zu einem lediglich scheinbaren „Gesamtkunstwerk“ im Sinne Wagners. Selbst vom ausschließlich musikalischen Standpunkt dürfte sich unschwer nachweisen

lassen, und zwar gerade auf Grund der vom Verfasser entdeckten Gesetzmäßigkeiten, daß in manchen Beethovenschen Werken die „tönende Weltidee“ sich ungleich umfassender manifestirt, als in der irdisch sinnlichen, poetisch zugespitzten Ausdrucksweise Wagners. Er ergänzt Beethoven, wie dieser Bach ergänzt, wie alle Bereiche genialen Schaffens einander ergänzen. Von diesem Gesichtspunkt aus würde der Verfasser vielleicht entdecken, daß sein System symbolischer Formeln, nach Maßgabe der Darstellungsmittel abgewandelt, auch auf die anderen Künste ausdehnbar ist, wofür sogar schon allerlei Vorarbeiten da sind, und daß die von ihm aufgedeckten Urgesetze, soweit sie wirklich solche sind, sich auch auf die von ihm verworfene „architektonische“, d. h. einseitig formalistische Musik anwenden lassen müssen; selbst in dem Machwerk des Stümpers sind seelische Urgesetze wirksam.

gez. I. S. I.

Mai 1902

Paul Moos. Moderne Musikästhetik in Deutschland

Aus der Unmasse der heutigen Kunstschreiberei taucht dies Buch auf wie ein Turm aus Jahrmarktsbuden. Schon eine negative Tugend zeichnet den Verfasser vor allen seinen Zunftgenossen aus: er macht sich keiner einzigen leeren Phrase schuldig, giebt deshalb auch den Künstlern keine abgeschmackten Verhaltungsmaßregeln. Eine klare Denkfähigkeit, wie sie grade bei Musikästhetikern sonst kaum

zu finden ist, macht ihn weit über sein Sondergebiet hinaus zum Lehrmeister der Kunsterkenntnis. In knapper Sachlichkeit giebt er eine fesselnde Übersicht über alle prinzipiellen Streitfragen der modernen Musikgeschichte; der Fachmann wie der Laie, sofern er nur kunstempfänglich ist, werden Beide gleichen Nutzen für die Klärung ihrer Urteilskraft daraus schöpfen. Von Kant über Hegel und Schopenhauer bis Hanslick und Eduard von Hartmann sind alle Wahrheiten und Irrtümer der Philosophen, Naturforscher und Spezialästhetiker mit unbestechlichem Scharfblick gesichtet, auf Grund der unantastbaren Hartmannschen Einsichten in das Wesen der Phantasiegefühle. Doch wird auch dieser bedeutendste der neueren Ästhetiker in wesentlichen Punkten richtig gestellt, und mit Glück vermeidet es der Verfasser, sich allzu tief in den Allerwelts-Irrgarten des „Unbewußten" zu verrennen. Das Hauptverdienst des Buches für unsre durch das Schlagwort „Gesamtkunstwerk" verwirrte Zeit liegt in der gründlichen Beleuchtung des Verhältnisses der Musik zu den andern Künsten; den Verfasser leitet überall der ernstliche Wille, die einzelnen Kunstgattungen naturgemäß als gleichwertige, nur andersartige Erscheinungsformen desselben Grundwesens nachzuweisen. Zuweilen freilich stellt die böse Einbildung dem guten Willen auch bei ihm ein Bein, z. B. wenn er meint, daß „der Gefühlsgehalt der Musik mehr als der ideale Gehalt anderer Künste unbewußte Elemente in sich schließe", während er später sehr richtig bemerkt, daß auch der geistige Gehalt aller übrigen Künste „ganz wie das musikalisch Schöne" unsagbar, unaussprechlich

und nur der inneren Ahnung wahrnehmbar sei. Unter dem Einfluß von Wagners Genie tritt er ferner unversehens dem Trugschluß Gustav Engels bei: weil nur der im Musikdrama verwirklichte Begriff der „ganze Kunstbegriff“ sei (nämlich geistiges Gefühl, bestimmte Vorstellung und wirkliche Anschauung in gegenseitiger Durchdringung), so sei er „auch der Höhere“. Hier liegt eine Verwechselung logischer Begriffsformeln und des ästhetischen Formbegriffes vor. In der Kunst ist nur diejenige Form die höhere, die sich deckt mit einem höheren Wesensgehalt, und dieser wird niemals von toten Kunstrubriken, sondern einzig und allein vom lebendigen Genie des Künstlers verwirklicht; sonst müßte man, wovor sich der Verfasser an anderer Stelle wohlweislich bekreuzt, schließlich auch einem mit Musik und Deklamation „durchdrungenen“ Wandelpanorama die „höhere“ Existenzberechtigung zusprechen. Wenn der Verfasser gar von der „Erkenntnis“ spricht, das Musikdrama ergebe sich „uns“ als „eigentlicher Brennpunkt des künstlerischen Schaffens“, so darf man billig an den Rand schreiben: doch wohl nur des musikalischen Schaffens, und auch für dieses nur temporär, denn wer weiß, wohin das nächste musikalische Genie den „eigentlichen Brennpunkt“ verlegen wird! Und wenn der Verfasser noch hinzufügt: „ohne die Musik“ ist diese Höhe künstlerischen Schaffens (nämlich die vollkommene Vereinigung aller sinnlichen Ausdrucksmittel für das Übersinnliche) nicht zu erreichen“ — so darf man noch billiger an den Rand schreiben: ohne die Poesie und Mimik doch wohl auch nicht! Und Dante hat ausschließlich mit der Poesie

das Übersinnliche doch wohl noch etwas „höher" versinnlicht als alle Wagner und Wagnerianer zusammengenommen! — Abgesehen von diesen kleinen Entgleisungen ist aber wie gesagt das Buch ein Musterwerk ästhetischen Scharfsinns. gez. B. B.

Mai 1902

Benedict Friedländer: Die vier Hauptrichtungen der modernen sozialen Bewegung. Zweiter Teil

Die Anerkennung, die schon dem ersten Teil dieses kritischen Meisterwerkes gezollt werden mußte, verdient noch mehr der zweite Teil. Um übrigens dem Bedürfnis des Publikums entgegenzukommen, ist er ebenso wie jener als in sich geschlossene Schrift verfaßt und einzeln käuflich; die wesentlichsten Ergebnisse der früheren Untersuchung sind kurz wiederholt, und erfreulicherweise ist das Organisationsgenie von Karl Marx bei aller Ablehnung seiner doktrinären Idole hier unbefangener gewürdigt als im ersten Band. Offenbar hat der Umstand, daß hier die positiv erreichbaren Ziele der ganzen Bewegung zu behandeln waren, die Arbeit des Verfassers wesentlich beeinflußt. Er erörtert zunächst die beiden reifsten Ausprägungen, welche die sozialen Bestrebungen bisher gefunden haben: Eugen Dührings „sozialitäres System" und die „Neophysiokratie" des Amerikaners Henry George. Es wird aufgezeigt, wie die zünftige Nationalökonomie und ein Teil der sozialdemokratischen Wortführer jetzt all-

mählich dem Standpunkt zusteuern, den Dühring schon vor 35 Jahren eingenommen hat, besonders was die Widerlegung der staatskommunistischen Utopien und die Ausgestaltung des Coalitionsprinzips betrifft. Mit gerechtem Unwillen wird das hinterhaltige Gebahren der Partei- und Zunftgelehrten gegen diesen vereinsamten Denker, den „Alle kennen, alle benutzen und Niemand nennt", an den Pranger gestellt. Dabei werden die Verranntheiten des Dühring'schen Charakters, besonders sein Rassenchauvinismus, keineswegs beschönigt, und ebenso unparteiisch ist die teilweise Unzulänglichkeit seiner Theorieen für die sozialpolitische Praxis dargelegt. Überzeugend wird nachgewiesen, daß aus der gegenwärtigen Ratlosigkeit der Regierenden und Regierten die vielfach mißverstandene Lehre Henry George's von dem gleichen Naturrecht Aller auf den nationalen Grund und Boden als einziger Ausweg in die Zukunft führt. Die Entdeckung George's, daß allein die Spekulation mit den Bodenwerten die wahre Ursache der immer wiederkehrenden wirtschaftlichen Krisen ist, kann schlechterdings nicht widerlegt werden; und demgemäß muß die Aufhebung des Bodenmonopols durch eine umfassende Grundwertbesteuerung, die schließlich eine Beseitigung der andern Steuern mit sich bringen würde, als ultima ratio aller sozialreformatorischen Zukunftspläne gelten. Das Buch schließt mit agitatorischen Vorschlägen zur Herbeiführung einer solchen Steuerpolitik; Jeder, der ernsthaften Anteil am öffentlichen Leben nimmt, sollte es angelegentlichst zur Hand nehmen.

gez. B. B

August 1902

Carl du Prel, Die Entdeckung der Seele durch die Geheimwissenschaften

Da die exakte Naturforschung sich nach dem langjährigen Interregnum der Spezialisten allmählich wieder auf ihren philosophischen Gesamtzweck besinnt, bringt neuerdings der Günther'sche Verlag die Schriften du Prels in besonders nachdrückliche Erinnerung, hoffentlich mit Erfolg. Der verstorbene Seelenforscher war unter den Theoretikern des Occultismus fraglos der kritisch besonnenste. Eine gründliche Bildung in den exakten Wissenschaften befähigte ihn überdies, genau die Grenze zu bestimmen, bis zu der sich die bekannten Gesetze der Physik und Physiologie auch auf das mystische Gebiet noch anwenden lassen; erst wo diese zur Erklärung nicht mehr ausreichen, setzt er mit metaphysischen Hypothesen ein. Dabei bleibt seine Darstellung immer faßlich und hält sich frei von dem unlogischen Gedankenschwulst der meisten Theosophen und Spiritisten, so daß seine Schriften auch dem gebildeten Laien eine anregende, oft sogar spannende Belehrung bieten. Besonders das genannte Werk, die „Entdeckung der Seele", ist Jedem zu empfehlen, der sich über diese seltsamen, sowohl vom Unglauben wie vom Aberglauben falsch gewürdigten Phänomene ohne Vorurteil aufklären will. Den Ausgangspunkt der Untersuchung bilden die unbewußten Elemente im künstlerischen Schaffensprozeß. Hier rekapituliert du Prel kurz die Betrachtungen, die er schon in seiner „Psychologie der Lyrik" angestellt hatte; doch fördern diese nichts wesentlich Neues zutage,

zum Teil sogar Unzutreffendes, da er gewisse Reize der äußeren Formgebung, die auch der Dilettant durch bloße Geschmacksbildung zustande bringen kann, unverhältnismäßig überschätzt, dagegen die innerlich formende Gefühlskraft fast gar nicht in Betracht zieht. Dann aber geht er über zu den Problemen der Suggestion, des Hypnotismus, des Somnambulismus, der Telepathie und der mystischen Fernwirkungen überhaupt, und giebt in durchweg sachlicher Begründung an der Hand zahlreicher und meistens unbezweifelbarer Beweisfälle den Versuch einer einheitlichen Erklärung, also eine neue psychische Erkenntnistheorie. Ein solcher Versuch ist von der offiziellen Wissenschaft, die doch den Hypnotismus und andre unerklärte Funktionen der Seele trotz jahrzehntelangen Sträubens schließlich hat anerkennen müssen, überhaupt noch nicht angestellt worden, geschweige daß sie eine bessere Erklärung geliefert hätte; dies allein schon genügt, um in du Prel einen Vorkämpfer für eine geistvollere Weltanschauung zu verehren, als sie der sogenannte Monismus der Materialisten ist. Man braucht seine und Reichenbachs Hypothesen des psychischen Magnetismus (Odstrahlung) und der doppelgängerischen Existenz transscendentaler Individuen (Seelen mit Astralleib, Geister usw.) durchaus nicht als ausreichend zur Lösung des Menschenrätsels anzuerkennen, was übrigens du Prel auch gar nicht beansprucht hat; man kann sie sogar, trotz ihrer verführerischen Qualitäten für moralische und religiöse Unsterblichkeitsgelüste, als einen gleichfalls noch zu materialistischen Notbehelf ablehnen; aber man wird zugeben müssen, daß sie

mindestens einen wertvollen Fingerzeig zur systematischen Gruppierung dieser dunkeln Tatsachen geben. Und jedenfalls ist das Verlangen berechtigt, daß endlich die Experimentalpsychologie sich des gesammten Materials anzunehmen habe, statt es mit dem wohlfeilen Achselzucken des Ignoranten den Händen lichtscheuer Pfuscher zu überlassen.

gez. B. B.

Februar 1906

Heinrich Wölfflin, Die Kunst Albrecht Dürers

Der Verfasser sagt selbst im Vorwort: „Grade unsere Zeit blickt mit so verlangenden Augen nach allem sich um, was deutsch heißen könnte, und Dürers Name ist so sehr Symbol aller nationalen Kunst, daß für jede neue Darstellung die Leser vorhanden wären." Bei der phrasenhaften Unsicherheit der allgemeinen Bildung, die den Kunstsinn grade unserer Zeit verwirrt, kann man nur wünschen, daß für diese neue Darstellung Dürerschen Wesens und Wirkens recht viele Leser vorhanden sein mögen. Gründlichste Kenntnis des Gegenstandes, Klarheit des Urteils wie Ausdrucks, Scharfsinn der Forschung wie Feinsinn der Anschauung, und eine gleich starke Liebe zur Sache der Kunst wie zur Person des Künstlers: all das stempelt dies Buch zu einem Musterwerk der Kunstbetrachtung, ebenso aufschlußreich für den Laien wie für den Kenner und Gelehrten. Den eigentlichen Verehrern Dürers wird es unentbehrlich sein, förderlich aber jedem Kunstfreund, erst recht da der Verfasser den Stoff „sich

nach seiner Weise zurechtgelegt hat, mehr das Künstlerische verfolgend als das Biographische".

Daß ein Forscher von Wölfflin's Rang mit allerlei eigenen Ansichten und Entdeckungen im Einzelnen aufzuwarten hat, z. B. über die sogenannten Meisterstiche, die großen Gemälde, die lineare Technik, die Kompositionsprobleme u. a. mehr, ist selbstverständlich; auch für ihn selbst ist es so selbstverständlich, daß er sich nirgends damit aufdrängt, und mancher vorlaute Herr Professor könnte in dieser Art Selbstgefühl ein stilles Colleg bei ihm nehmen.

Die bedeutsamste Eigentümlichkeit des Buches ist jedoch die Geschlossenheit der Gesammtanlage, die Schritt für Schritt nachtastende Einführung in den künstlerischen Entwicklungsgang des Dürerschen Naturells. Zum ersten Mal wird hier lückenlos der organische Prozeß seines seelischen Kampfes um eine neue Form aufgedeckt, aus den zeitgeschichtlichen wie lebenstrieblichen Bedingungen heraus. Und da erweist sich denn köstlicher Weise, daß dieser „deutscheste der deutschen Künstler" es nie verschmäht hat, sich die großen Traditionen des Auslandes mit allem Fleiß zu nutze zu machen, um aus der Kleinlichkeit heimischer Konvention zur vollen Entfaltung seines Genies zu gelangen. Ja, man kann sagen, sein ganzes Schaffen war ein stetes Ringen um die romanischen Errungenschaften, ein Ringen weg von der engen Manier spätgotischer Naturverschnörkelung zu dem erhaben natürlichen Stil der italienischen Renaissance hin, ein Ringen in mancher Niederlage, in vielen Pyrrhussiegen und in dem endlichen Triumph mit den gewaltigen Apostelbildern.

Daß er trotz dieser ideellen Anlehnung, die fast zu doktrinärer Verranntheit neigte, sein selbständiges Formgefühl nicht einbüßte und so der Wegweiser und Bahnbrecher der deutschen Renaissance wurde, ist eben das Mysterium seiner genialen Ursprünglichkeit.

Mit geradezu vivisektorischem Scharfblick hat Wölfflin das in allen Bestandteilen des Dürerschen Lebenswerkes aufgespürt, in den Holzschnitten, Stichen und Gemälden wie in den theoretischen Studien, ohne jemals die großen Gesichtspunkte unter der Lupe zu verlieren. Die wenigen Seiten „Allgemeines zur Stilbestimmung", auf denen er schließlich seine Betrachtungen zusammenfaßt, wiegen manches dickleibige Lehrbuch der deutschen Kunstgeschichte auf. Wohl zu beobachten, daß er neben den ästhetischen Werten auch die kulturellen zur Geltung bringt: die Einwirkungen der deutschen Reformation und des niederländischen Humanismus auf die Gemüts- und Geistesverfassung des Meisters.

Und was für psychologische Feinheiten zwischen den Zeilen des Buches stecken, dafür als Probe nur ein paar Sätze aus dem Kapitel über den dekorativen Geschmack jener Zeit: „Italienische Schönheit ist untrennbar von klarer, offener Erscheinung; die germanische Kunst suchte umgekehrt die Verdeckungen und Überschneidungen, den Reiz des erst allmählich sich Enthüllenden, ja sie greift bis zum Überraschenden, zum Versteckenspielen, sodaß der Nahblick oft noch unzähliges kleines Einzelleben findet. Italienische Säulen, Bogen, Portale — man könnte sie zur Not verstehen, aber wie wenig boten diese Formen einem

Geschmack, der am Geheimnis dunkler Schattenhöhlen, am krausen Geflecht natürlicher Zweige, am Gewundenen, Verknoteten, Sichdurchdringenden groß geworden war." Ob das immer so bleiben wird in Deutschland? Diese kleinbürgerliche Versonnenheit, die den großmenschlichen Sinn der Schaffenden in zwanzig verzwickte Sackgassen lockt! Wie seufzte doch Dürer, nachdem er sein Leben lang gegrübelt und gezirkelt hatte? „Die Schönheit, was das ist, das weiß ich nicht!" gez. Z. M.

Januar 1920 Die Neue Rundschau

Neue Weltanschauung

Die Erde ist Mittelpunkt der Welt, die Sonne und alle andern Gestirne drehen sich unentwegbar um sie, und der Mensch oder Übermensch bleibt die Krone der Schöpfung — für diese neueste Wiederanerkennung altehrwürdiger Naturerkenntnis führt Johannes Schlaf seit Jahren einen heldenmütigen Kampf gegen die astronomische Hypothese des Kopernikus, die den Erdball zu einem ziemlich untergeordneten Planeten eines vorgeblichen Sonnensystems entwürdigt hat. Zwar ist die biblische, das heißt babylonische Anschauung, der auch Ptolemäus und Tycho Brahe noch huldigten, daß die Erde ein ruhender Körper sei, nicht mehr haltbar; ihre Drehung um die eigene Achse soll jetzt sogar der beste Beweis für ihre Mittelpunktstellung sein. Aber im übrigen ist kein Kompromiß zwischen dem geozentrischen und dem heliozentrischen Standpunkt möglich; wer das tychonische System für

verjüngungsfähig hält, muß das Grundgesetz des Kopernikus, Kepler, Newton, Laplace, Bessel und so weiter mitsamt der Gravitationstheorie — unbeschadet ihrer sonstigen Forschungsverdienste — schlechtweg zum alten Eisen werfen. Eine außerordentlich harte Zumutung für unsre fachwissenschaftlichen Nußknacker; um so außerordentlicher, als der Dichter Schlaf seine problematischen Ansichten in keineswegs poetischer, vielmehr durchaus doktrinärer Form vorträgt, für den unzünftigen Leser sogar in einem allzu ordentlichen Professorendeutsch. Auch die mystische Sehnsucht nach einem Urgrund, die sich neuerdings wieder in der Wissenschaft regt, sucht er so rationell zu befriedigen, daß den echten Mystiker fast davor schaudern könnte. Für den nämlich sind Seele und Welt so unlöslich in Gott verknüpft, daß die Unendlichkeit der einen auch die der andern mitbegründet; also lebt jede Seele an jedem Punkt, wo sie auch verkörpert sein mag, im Mittelpunkt des unendlichen Weltalls, einerlei ob die Erde der Mittelpunkt irgend einer Teilwelt ist oder nicht. Aber immerhin hat es einen gewissen Versicherungswert für den zeitweilig erdansässigen Weltgrundbesitzer, wenn sich sein makrokosmisches Zentralgefühl auch durch den Mikrokosmos, den die Milchstraße eingrenzt, verstandesmäßig bekräftigen läßt; und das unternimmt Schlaf in der Tat mit höchst beachtenswerter Verstandeskraft. Seine verschiedenen Beweisversuche, direkte und indirekte, hat er in seinem letzten Buch („Die Erde — nicht die Sonne". Dreiländer-Verlag, München) übersichtlich zusammengefaßt.

Er geht aus von dem Phänomen der Sonnenflecke, dessen

Unvereinbarkeit mit der heliozentrischen Achsenrotation die Fachwissenschaft selbst schon eingestehen mußte; nur scheut sie sich unter dem Zwang ihrer Schulweisheit, die dreifache Folgerung daraus zu ziehen, zu der sich die dichterische Freiheit ohne langes Fackeln entschloß. Zunächst die Folgerung, daß sich der Sonnenball tatsächlich nicht um seine Achse dreht, sondern daß nur seine Oberfläche in steter Schwungbewegung begriffen ist. Dann die Vermutung, daß diese Bewegung durch den Umschwung des feurigen Sonnenkörpers um einen anderen Weltkörper verursacht ist, und daß auch die übrigen Planeten, denen man Achsenrotation zuschrieb, nur Oberflächendrehung haben, infolge des Gegendrucks aus der Umschwungrichtung. Schließlich die Wahrscheinlichkeit, daß die Erde eben drum kein Planet sein kann, sondern als einziges Gestirn, dessen Achsenrotation unanfechtbar nachgewiesen ist, und das obendrein die schwerste Masse hat, in der Mitte des wirbelnden Weltraums schweben muß. Schlaf baut auch gleich eine neue Weltordnung auf, in der die Sonne zum Rang des zweiten Planeten mit zwei Trabanten (Merkur und Venus) degradiert ist; mit dem Mond zusammen, dem erdnächsten Planeten, gehören sie der ersten Umlaufzone des kosmischen Spannungswirbels an, als Knäuelgebilde von ähnlicher Schwere, das heißt Dichtigkeit ihrer Kernmassen, was aus der Ähnlichkeit der Flecken- und Ringphänomene auf ihren Oberflächen zu schließen ist. In der zweiten Zone bewegen sich die übrigen Planeten und Planetoiden von Mars bis Neptun, deren Massendichtigkeit immer mehr abnimmt, weil der kosmische Wirbel nach außen hin

natürlich immer schwächer wird; aus den Furchen- und Blasen-Phänomenen ihrer Oberflächen ist zu entnehmen, daß sie sich alle (nur Mars ist der ersten Zone verwandter) in ungefähr demselben schwachfeurigen Zustand befinden. Die dritte Umlaufzone ist mit noch leichteren und deshalb kühlen und dunkeln Weltkörpern angefüllt, Gasschwaden um einen etwas dichteren Kern, von denen nur manche zeitweise aufleuchten, wenn sie als sogenannte Kometen und Sternschnuppen mehr oder minder regelmäßig die beiden ersten Zonen besuchen. In der vierten Zone endlich kreisen die sogenannten Fixsterne, die allerleichtesten Verknotungsmassen, die nach der äußersten Wirbelgrenze hin immer näher beisammen schweben und selbstleuchtend nur deshalb sind, weil „die unermeßliche Gewalt, mit der an dieser Grenze die zentrifugale Richtung der allgemeinen kosmischen Vertikalspannung in die zentripetale zurückgestaut wird, die weit voneinander abstehenden Atome der sich sehr langsam hinbewegenden, so sehr leichten Körper in eine unausdenkbar intensive Vibration versetzt und in ihr hält, eine Vibration, die nicht nur in den Atomen, sondern auch in den weiten Zwischenräumen zwischen ihnen die allerintensivsten elektromagnetischen Krafterscheinungen auslöst".

Innerhalb der Milchstraßensphäre und in mechanischer Hinsicht ist diese Weltordnung so lückenlos folgerichtig entworfen, daß man die alte gern abdanken möchte. Ob freilich alle Einzelheiten der Beweisführung stichhaltig sind, besonders die Erklärung der periodischen Rückläufigkeiten in den Planetenbahnen, die nicht — wie Kopernikus

meinte — nur scheinbare, sondern wirkliche Störungsschleifen bilden sollen, infolge der zwiefachen Einwirkung der Erdmasse und des Sonnenumlaufs: das kann nur die höhere Mathematik entscheiden, und die pflegt den Dichtern nicht ganz geläufig zu sein. Aber sie lasse sich endlich zu der Entscheidung herbei! Die Fachwissenschaft hat die verdammte Pflicht, vor einer so gut begründeten und so grundwichtigen Umsturzlehre nicht länger den Kopf in den Busch zu stecken, sondern autsch oder knautsch die Verwirrung zu schlichten, die eine wankende Weltanschauung stets in der Laienwelt anstiftet. Die kulturelle Tragweite der geozentrischen Überzeugung und ihrer anthropozentrischen Wirkungen, auch in religiösem und sozialem Betracht, ist unverkennbar und unabsehbar; vor allem geht der psychologische Reiz von ihr aus, daß sie dem gesunden Menschenverstand das durch die physiologische Forschung arg erschütterte Vertrauen in unsre lieben fünf Sinne zurückgibt, auch in alle möglichen andern Organe unsrer lieben Eitelkeit. Unser göttliches Talent zur Weltbeherrschung darf sich dann ungeniert in Szene setzen, zumal da Schlaf uns mit bestem Gewissen versichert, daß die Erde die edelst und vielseitigst ausgebildete Elementmasse hat und daß nur auf diesem Eliteglobus vernünftiges Leben vorhanden sein kann. Er stützt sein Lehrgebäude zudem mit einer neuen Kosmogonie, teils physikalischer teils metaphysischer Art. Allerdings tappt seine Philosophie um den heißen Brei des Raum- und Zeit-Problems, überhaupt der bipolaren Rätselfragen, mit sehr katzenpfotigen Antinomien herum. Er tritt zum

Beispiel in einem Kettenschluß für die Ewigkeit der Seele ein, sogar für die „persönliche Unsterblichkeit jedes bewußtheitlichen Lebewesens“; aber die Unendlichkeit der Welt lehnt er ab, wie übrigens auch manche Astronomen von Fach, setzt sowohl einen Endsaum der Weltausdehnung wie einen Anfangspunkt der Weltentwicklung, und merkt nicht, daß er mit dieser Raumbegrenzung zugleich die Unendlichkeit der Zeit einschränkt. Daß er den Kosmos als eine „Modalität absoluten Sichansichselbstfühlens einer punktuell-unendlichen Wesenheit“ ausgibt, ist doch eine gar zu mystische Verlegenheitslösung. Seine dynamische Hypothese von dem „Ur-Ruck“, der am Anfang war, regt unfreiwillig zur Heiterkeit an; und daß jenseits der Milchstraße die Welt endgültig mit Brettern vernagelt sein soll, reizt den freiheitslustigen Leser zu tödlichem Ernst. Immerhin sind sich auch andere Weltweise, zum Beispiel Bergson, genau so unklar über die unverbrüchliche Wechselwirkung zwischen räumlichen und zeitlichen Vorstellungen, sensuell-mechanischen und spirituell-organischen Begriffsfaktoren; und die Herren Fachgelehrten sind über all das noch so wenig einig, daß sie eigentlich dankbar sein sollten, wenn jemand sie zu neuem Nachdenken anspornt. Auf jeden Fall ist es heute höchst angebracht, wenn sich die deutschen Weltbeherrschungsgelüste wieder der geistigen Welt zuwenden.

ÜBERSICHT

Die hier veröffentlichten Arbeiten Richard Dehmels sind für die von ihm geplante Ausgabe letzter Hand bestimmt gewesen. Mit einer Ausnahme: das Tagebuch des Zweiunddreißigjährigen sollte erst nach seinem Tod herausgegeben werden.

Die Offenen Briefe, Antworten auf Rundfragen und Buchbesprechungen sind in den verschiedensten Zeitschriften und Zeitungen des In- und Auslandes erschienen; bei den meisten war Erscheinungs-Ort und -Zeit festzustellen. Die Buchkritiken sind fast alle für die Neue Badische Landeszeitung, Mannheim geschrieben. Sie waren mit den gleichen Initialen gezeichnet wie die von Frau Ida Dehmel teils allein, teils in Gemeinschaft mit Richard Dehmel verfaßten, an gleicher Stelle veröffentlichten Arbeiten.

I. D.

RICHARD DEHMEL

Gesammelte Werke in zehn Bänden

Auch in Einzelbänden käuflich

Erlösungen
Gedichte und Sprüche

Aber die Liebe
Zwei Folgen Gedichte

Weib und Welt
Ein Buch Gedichte

Die Verwandlungen der Venus
Erotische Rhapsodie mit einer moralischen Ouverture

Zwei Menschen
Roman in Romanzen

Lebensblätter
Novellen in Prosa

Betrachtungen über Kunst, Gott und die Welt
Essays, Dialoge und Aphorismen
(Neu geordnet und nach Dehmels letzten Textkorrekturen revidiert)

Michel Michael
Komödie

Schöne wilde Welt
Neue Gedichte

Bekenntnisse

S FISCHER / VERLAG / BERLIN

Die erste umfassende Dehmel-Biographie erschien in der Reihe der

Dichter-Monographien

unter dem Titel

RICHARD DEHMEL

DIE GESCHICHTE EINES LEBENS-WERKES

von Julius Bab

436 Seiten, Oktav-Format,
mit 7 Bildnissen und Faksimile einer Feldpostkarte Dehmels
1926

H. HAESSEL · VERLAG · LEIPZIG